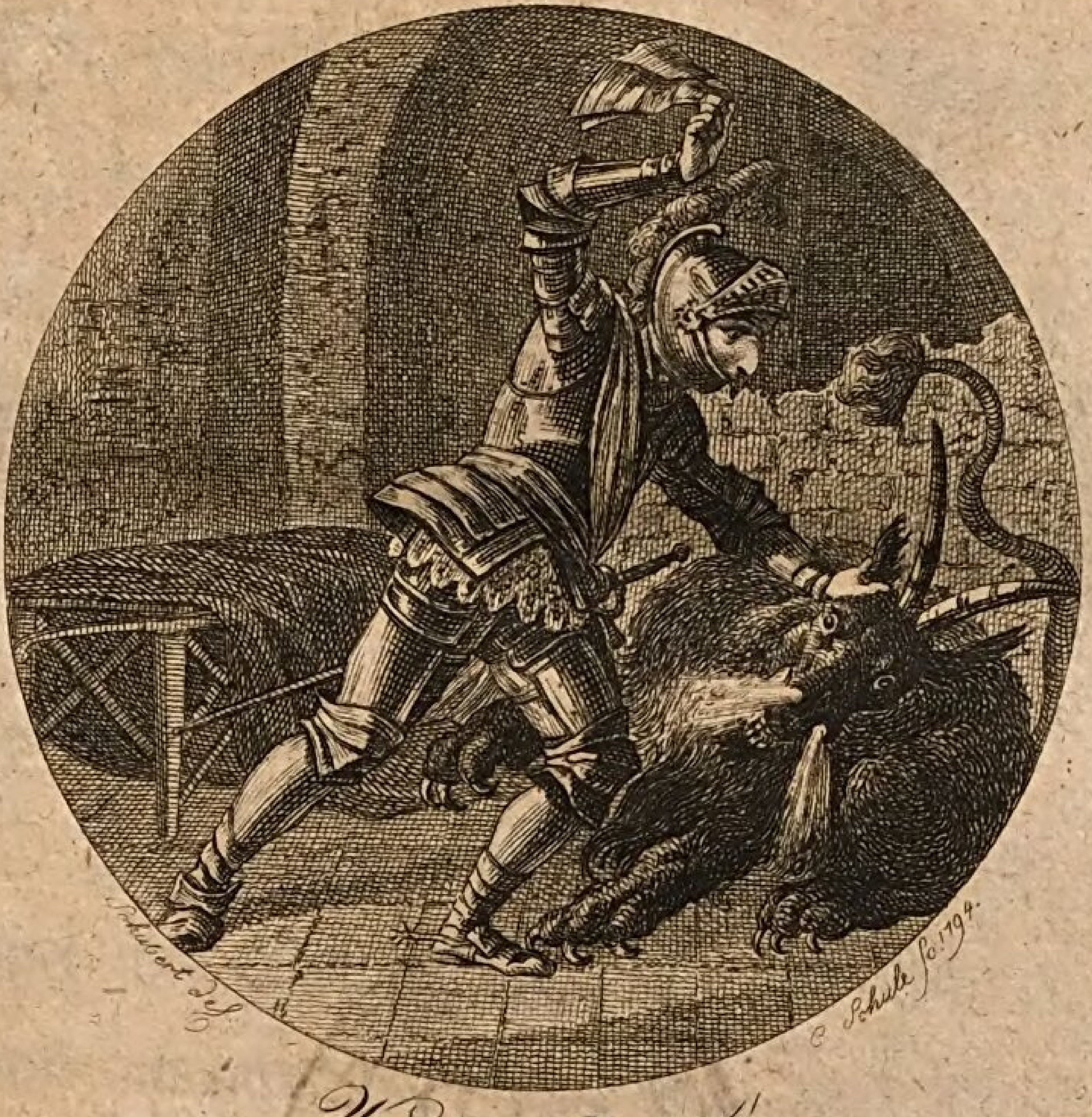
12

D. II. 12
13351
26
Coburger Landes-Bücherei
Landesbibliothek Coburg

Romantische Geschichten der Vorzeit.



Warte Popanz!

Fünfter Band.

Leipzig,
bei Johann Benjamin Georg Fleischer.
1794.

S.C.S. BIBLIOTHEK COBURG

Landesbibliothek Coburg

Vorrede.

Die Quellen aus denen ich bei Bearbeitung der fünf, in diesem Bande gelieferten, größern und kleinern Erzählungen, geschöpft habe, sind gewöhnlich jederzeit getreu unter dem Texte angegeben, und es bedarf daher über diesen Punkt, keiner weitern Erklärung.

Die Fortsetzung dieser Sammlung, führt ihre Entschuldigung bei der Lesewelt selbst mit sich, und ausserdem, was ich in der zweiten Vorrede, der neuen Auflage, des Ersten Theils dieser Romantischen Geschichten der Vorzeit, gesagt habe, und hier

wiederholt gesagt haben will, habe ich nun weiter nichts zu sagen.

Nur, bin ich noch der Aufmerksamkeit, einer meiner schönen Leserinnen, eine Berichtigung schuldig, welche die Anmerkung S. 50. des III. Bandes, dieser Geschichten betrifft. Die ungeheuere Jahresmenge vom Ablaß, ist nemlich nicht von menschlichen Lebensjahren zu verstehen, sondern sie betrifft die Jahre, die ein Mensch etwa im Fegefeuer zuzubringen genöthiget seyn könnte. In dieser Rücksicht also, ist es immer nicht übel, sich auf eine solche leichte Art gesichert zu wißen.

Geschrieben im Januar 1794.

Ver-

Verzeichniß

altdeutscher Wörter und Gewohnheiten, Sitten und Obliegenheiten der Vorwelt, welche in diesen Romantischen Geschichten der Vorzeit, angeführt und erklärt zu finden sind.

Anmerkung. Die römische Zahl weißt auf den Band, die deutsche, auf die Seitenzahl; wobei mehrentheils auf die daselbst befindlichen Anmerkungen Rücksicht zu nehmen ist.

Ablaß	III. 50
Achtschatz	III. 43. 44
Achtserklärungs-Formular	IV. 30
Adelschalk	IV. 15. 201
Bannfluch	IV. 9. 10. 11
Basilisk	IV. 6
Bettsprung	II. 145
Bindebrief	IV. 189
Brack	II. 143. IV. 14
Buse	III. 52
Copa, Cupa, Couper	II. 238
Christiblutsunterschrift	I. 104

Dank, im hohen Zeuge : : II. 32
Degen : : : II. 99
Deposition : : III. 44
Devisen : : I. 198. 201. III. 271
Ehebruch : : : III. 164
Ehrentrunk : : II. 253
Eid, im Kampfe : III. 155
Eidschwur, falscher : : III. 183
Eschtag. Eschemittwoch : : IV. 8
Exkommunikation : : IV. 9. 10. 11
Fackeltanz : : : II. 46
Fehdebrief : : : IV. 24
Feuerprobe : : : III. 151
Frechseyn : : : III. 199
Gastfreiheit : : : IV. 163
Geleit. Geleitsherr : : : III. 180
Gottesurtheile : : I. 64. III. 151
Handfeste : : : I. 12
Heiden : : : III. 54
Helm : : : II. 156
Helmabnahme : : : I. 37
Helmkleinod : : : I. 110
Helmlör : : I. 205. III. 213
Heller : : IV. 36
Holderblume : : I. 119
Hundetragen : : III. 150
Juden : : II. 288. 289. III. 181
Jüdin : : III. 181. 182
Junkherr : : : IV. 14
Kätchen : : IV. 120
Kaisertanz : : II. 46
Kampfeid : : III. 155
Kampf=

Kampfpfand - - III. 155
Kampfspiel = = I. 109
Klefe = = = IV. 16
Kopf = = II. 238
Kufe = = II. 238
Landfahrer. Landstürtzer. = IV. 26
Magd = = II. 228
Mannen = . IV. 21
Minnebrief = = II. 214
Morgentrunk = II. 252
Nagelprobe = I. 236. II. 242
Nontag = II. 253
Oberwappen = I. 110
Obmann = I. 12
Ordalien = I. 64. III. 151
Ortband = = II. 27
Pas d' armes = I. 109
Pfaffheit = = IV. 162
Pfand, zum Kampfe = III. 155
Rand = = II. 32
Reuterei = = IV. 25
Ritterjustiz = = I. 97. 98. 99
Ritterschlag = III. 9
Ritterstandes=Benennungen III. 10
Ritterwürde = III. 10
Rosenspiel = = III. 171. 174
Rüstmeister = II. 296. 297
Sakramentsgenuß = III. 213
Schellentracht = I. 111
Schildzeichen = I. 198. 201. III. 271
Schild und Helm, zu, geboren IV. 15
Schlaftrunk = II. 249. 250

Schran=

Schranken aufblasen = I. 197
Schranken Sitz = II. 25
Schreibunkunde II. 249. 250
Seelengeräthe = II. 45. IV. 6
Serpent = II. 104
Siegelart = IV. 88
Sporen der Ritter = I. 63
Sonntag, güldener = II. 57
Stecherdank = II. 32
Stegreifleben. Sattelleben IV. 25. 272
Strählen = = III. 48
Trinkgelag und Trinklust II. 270. 271
Turniergesetze = II. 253
Uffahrtstag = II. 253
Unschuldskampf I. 64. III. 155
Verlies = II. 55
Vogtbarkeit = = IV. 8
Waffenbestimmung = III. 155
Wappenschau = = II. 184
Wedel = = IV. 45
Wehrhafmachung = II. 21. III. 163
Wirthin = = IV. 30
Wortbruch = = III. 21
X für ein U machen = III. 23
Zelter = = I. 111. II. 160

Romantische

Geschichten der Vorzeit.

Fünfter Band.

— „Habe ich nicht eine Stimme vernommen? Oder ist es der Schall vergangener Tage Thaten? Ach! die Erinnerung der Vergangenheit sinkt auf meine Seele, wie die letzten Stralen der Abendsonne auf die Fluren sinken.“

Ossian.

I.

Das Wallendorfer Müller-mädchen.

(Fortsetzung.)

Schon hatte Graf Wilhelm *) mit seiner Agnes Beilager zu Rothenstein gehalten, und der Hochzeitschmauß wurde zu Ramburg gegeben, wobei es gar hoch und lustig zugieng. Die Gäste kurzweilten fast sehr über des Brautpaars Abentheuer, und der Bräutigam, war nicht der letzte, der den Schwank belachte. Es wurde bei dieser Gelegenheit manche anspielende Gesundheit ausgebracht, und die mit Kunitzer und Naumburger Weine gefüllten Pokäle, wurden weidlich geleert.

Als nun die Gäste recht laut wurden, trat der Sänger Meister Wilibald **) auf, neig-

*) Der Anfang dieser Erzählung steht, wie die Leser wißen, im IV. B. der Rom. Gesch. der Vorzeit. S. 279 — 320.

**) S. Ebendas. S. 301.

te sich züchtiglich vor den versammelten Gästen, und sang das belachte Abentheuer des Grafen und seiner Braut, welches er auf Graf Wichmanns Anstiften in Verse gebracht hatte, gar zierlich ab.

Lauter Beifall, belohnte den Sänger. Der Graf, gab ihm ein Fuder Wein für seine Müh, und die Braut, schenkte ihm eine goldene Kette. Sie brachte abermals eine Gesundheit auf das Abentheuer aus, und Wilhelm that redlich und wohlgemuthet Bescheid. Dann ergriff Agnes ihres Bräutigams Hand und fragte ganz gutmüthig:

„Aber, was mag denn wohl jetzt das artige Müllermädchen in ihrem Dörfchen machen?“

Wilhelm. Sie soll ihr Abentheuer nicht umsonst, so redlich und wohl bestanden haben.

Agnes. Das ist billig!

Wilhelm. Ich habe versprochen *) sie wohl auszustatten, und das soll geschehen. Meister Wilibald, wird mir zu Gefallen, die Unter-

*) Ebend. S. 320.

Unterhandlung deshalb unternehmen. Nicht wahr?

Wilibald. Herzlichgern, edler Herr!

Wilhelm. Metta mag den Mühlpurschen Niklas zum Manne nehmen, und mit ihm so froh und glücklich leben, als ich mit meiner Agnes zu leben hoffe.

Agnes. Du guter Wilhelm! — So viel an mir liegt, sollst du es gewiß nie bereuen, mich, statt einer andern, entführt zu haben, und mir gar lieblich vorzukosen: *)

„Du Traute, du Hübsche, du Feine,
Du Herzallerliebste, du Meine!"

Wilhelm. Es bleibt dabei! (küßt sie.) Du bist meine Herzallerliebste, meine Traute und Feine —

Agnes. — und ewig die Deine!

Graf Wichmann. Nun, hurtig die Becher gefüllt! —

Wilibald. Die Becher gefüllt! — Den letzten Tischtrunk, und dann, zum Braut- und Hochzeit-Reihen!

*) Ebend. S. 317.

Die Damen. Zum Reihen!

Wichmann. Die Becher zur Hand! — die Nagelprobe! — Wohlan! wohlan!

Wilibald. So trinkt, und singt!

Alle. Trinkt, und singt!

Wilibald. (singt.) So hatten es auch
die Väter im Brauch,
wenn sie vor Jahren
fein lustig waren.

Alle. (singen.) So hatten es auch
die Väter (Mütter) im Brauch,
wenn sie vor Jahren
fein lustig waren.

Wilibald. Sie schenkten voll ein,
und trunken so rein,
daß man den Becher von oben
konnt auf dem Nagel proben.

Alle. Sie schenkten voll ein,
und trunken ganz rein.

Wilibald. Das war zu loben!

Alle. Ja, ja!
das war gar sehr zu loben! *)

Schnell

*) Rom. Gesch. d. Vorz. I. B. S. 136. u. II. B. S. 241. 242.

Schnell ergriff Meister Wilibald seine Harfe, spielte und sang dazu:

„Wir sagen Gott für Speiß und Trank,
und was er uns gab, herzlich Dank.
Wir preißen seines Weines Kraft
der uns so viel Vergnügen schaft.
Wir heben nun die Tafel auf,
und machen froh ein Tänzchen drauf.

Es leben Braut und Bräutigam
gar wonniglich und tugendsam.
Wir alle, und der Grafen Haus,
wir wollen leben! — Mein Lied ist aus."

Der Kaplan sprach das Gratias, und der Braut- und Hochzeit-Reihen begann.

Nach und nach, wurde der Tanz allgemeiner, und endlich, folgte auf einen schönen Tag, eine nicht minder schöne Nacht für das glückliche Brautpaar.

Indessen trug das hundertzüngichte Gerücht die Mähr von des Grafen Vermälung auch durch einen Waller nach St. Ganglof, *) in das

*) Rom. Gesch. der Vorz. IV. B. S. 289. — Als nachher dorthin das Dorf Lützendorf gebaut wurde,

das Dörfchen Wallendorf. Als es nun der artigen Metta zu Ohren kam, wurde ihr auf einmal das knappe Mieder zu enge.

„Warum?“

Hm! — die Weiber sind gar wunderbar gelaunt! —

So lange Graf Wilhelm noch den Liebhaber des Müllermädchens spielte, verwarf diese ganz tugendhaft alle gutgemeinte Anträge des Grafen. *) „Ich bin ehrlich, und will es bis ans Ende meines Lebens bleiben!“ gab sie ihm auf seine Erbietungen zur Antwort, **) und in jenem entscheidenden Moment, war ihr selbst des Mühlpurschen Niklas Ankunft lieber, als des

wurde, blieb doch die Kirche zu St. Gangloff dort. Die Wallfahrt dahin, war berühmt, und blieb lange Zeit in Ansehen. Noch im Jahr 1495. konnte die Kirche ganz neu daselbst, (vermutlich von dem Opfergelde der Wallenden,) gebaut werden, und die Wallfahrt dahin, wie es heißt, hatte zugenommen. S. Wette histor. Nachr. von Weimar. rc. 1737. S. 15.

*) N. S. d. Vorz. IV. B. S. 311.

**) Ebend. S. 312.

des gräflichen Liebhabers Gegenwart. Und dennoch, mochte sie den treuen Niklas blos deswegen leiden, weil es ihre Eltern gern sahen, wenn sie ihm Hoffnung einer zukünftigen ehelichen Verbindung gab. Der ganze Trost den sie dem Grafen gab, war: „Gut werde ich Euch immer seyn, wenn ich auch nicht Euern Vorschlag eingehen kan." — Damit, war aber damals dem Liebhaber eben so wenig gedient, als jetzt, der artigen Metta mit der Nachricht von des Grafen Vermälung. — Wär er jetzt, unverheurathet, frey und ledig in diesem Augenblicke, in dieser Stimmung, in der Metta sich befand, zu ihr gekommen, — wer weiß, was geschehen wär.

Was sie sonst nie geweßen war, wurde sie jetzt. Sie begann mißtrauisch zu werden und hielt die Erzählung des Wallers für eine Erdichtung.

„Hm! — sprach sie bei sich selbst. — Es kann nicht wahr seyn! So schnell, wird sich der Graf gewiß nicht verheurathet haben."

„Aber, warum nicht? — fuhr sie schnell fort. — Meinetwegen, soll er gewiß nicht heurathen? Das hätte ich auch verdient! — Ich bin ja grob genug gegen ihn gewesen. — — Ach! wäre ich damals nur ein Fräulein, und kein Müllermädchen geweßen!“ —

Auf einmal traten ihr die Thränen in die Augen, und sie wollte sich aus dem Hause ins Freie schleichen, als Niklas in der Thür, ihr in den Weg trat.

Niklas. Was fehlt Dir?

Metta. (ärgerlich.) Nichts.

Niklas. Ich glaube gar, Deine Augen sind naß?

Metta. (noch ärgerlicher.) Ach, ich dachte gar!

Niklas. Du magst sagen, was Du willst, es geht Dir etwas im Kopfe herum! Das sehe ich Dir an — Bist Du krank? Oder, hat die Mutter gezankt?

Metta. Nichts! nichts!

Niklas. Du hast gar kein Zutrauen zu mir, und ich meine es doch so redlich mit Dir.

Metta. Ich auch! — Laß mich zufrieden, und geh zu Nachbars Käthen; die siehst Du ohnehin lieber als mich.

Niklas. Wie Du reden kannst! — Sieh Mettchen! wenn's wahr ist, daß ich Käthen lieber sehe, als Dich, so will ich mich gleich vom Kammrade zermalmen lassen.

Metta. Nun, so gehe hin, und laß Dich zermalmen! 's ist doch wahr, daß Du Kätchen lieber siehst, als mich.

Niklas. Mettchen!

Metta. Ich mache mir aber gar nichts draus! — Du magst gut seyn, wem Du willst; ich bekümmere mich gar nicht darum. Mach, was Du willst. — Ich habe diese Nacht einen schönen Traum gehabt, — gar einen schönen Traum! — und — (weinerlich) eine Klosterjungfrau möchte ich gern seyn!

Niklas. 's ist gut! Ich sehe schon, wo Du hinaus willst. — Du willst mir den Korb geben. — Je nun! wenn 's nicht anders ist, so packe ich mein Bündel, und — gehe fort. —

Und — die Ilm*) ist tief genug für mich. Auch die Lotte, **) wenn Du es zu weit treibst. — — 's ist nicht gut gedacht! Du bist falsch! —

Metta. Falsch wär ich?

Niklas. Ja, Das bist Du. — Recht sehr falsch! — Zwei Jahr habe ich mir nun alle erdenkliche Mühe gegeben ordentlich zu leben und Dir zu gefallen. Du hast mir einmal selbst gesagt, Du seyst mir nicht abgeneigt. Da habe ich mich darnach gerichtet. — Ich hätte die Müllerstochter in Krummetsdorf ***) heurathen können. Ich hab's nicht gethan. — Deinetwegen, habe ich's nicht gethan.

Metta.

*) Der Fluß bey Weimar.

**) Der Bach welcher die Mühle zu Wallendorf treibt.

***) Wird auch Crummsdorf, Krammsdorf, in Diplomen geschrieben gefunden. Jetzt, heißt der Ort Krommsdorf, eine Stunde von Weimar gelegen. Ehemals war es der Stammort eines eigenen Geschlechts dieses Namens. S. auch Rom. Gesch. d. Vorz. II. B. S. 310. u. f. f.

Metta. Meinetwegen? — Ich, habe Dir's nicht verwehrt. Warum hast Du es nicht gethan?

Niklas. Weil ich dachte —

Metta. (schnell einfallend.) Wir schicken uns gar nicht zusammen!

Niklas. Warum nicht? — Sag mir nur: warum nicht? — Was hast Du an mir auszusetzen? Nur frisch heraus! —

Metta. Wir können nicht einig zusammen leben!

Niklas. Nicht einig zusammen leben? — Warum nicht? — sag mir einmal; warum nicht? —

Metta. Du bist ein Starrkopf.

Niklas. Ich wär ein Starrkopf? — Ach, du lieber Gott! Ich ein Starrkopf? — Metta! das redest Du mir im Haße nach. Ich bin der nachgiebigste Kerl auf Gottes Erdboden.

Metta. Nein! das bist Du nicht. Alles willst Du mit Gewalt erzwingen. Du hast mich auch zwingen wollen, daß ich Dir gut seyn

soll,

soll. Und Deinetwegen, habe ich — — Ich könnte jetzt — (weinend.) Ach! geh nur!

Niklas. Nun? Was könntest Du denn jetzt? — — Rede doch!

Metta. Ich will nicht!

Niklas. Du gehst ganz erbärmlich mit mir um! Allen Heiligen sey's geklagt! — Ich thue mir ein Leids an! — Deinetwegen! — Ja, Deinetwegen! — Du hast mir's angethan.

Metta. Angethan? — Was? Ich hätte dir's angethan? — Willst du mich gar zur Hexe machen? (weint heftig.) Das sage ich dem Beichtvater! — Du bist ein grober Kerl! — Ach! — daß sich Gott erbarme! Ich? — Ich, eine Hexe!

Niklas. Ach! — was weiß ich, was ich rede! — Ich bin — (weint.) Mach, was Du willst! Mir kostet's Leben! —

Metta. (ärgerlich.) Nun weinst Du gar! — Pfui! schäme dich!

Niklas. Warum soll ich mich denn schämen? Ich habe es ja nicht nöthig, mich zu schämen.

men. — (Hitzig) Aber Du — Du sollst Dich schämen, daß Du einem ehrlichen Kerl so schnöde begegnen kannst. — Du bist ganz verändert. Du bist gar das Mädchen nicht mehr, das Du sonst warst. — Meinetwegen! — Ich gehe in die Welt. — Ich gehe fort. — Es giebt mehr Mädchen in der Welt. Es giebt welche, die zehnmahl besser und schöner sind, als Du bist.

Metta. Schöner? — Hm! — Nun ja doch! so geh doch hin und suche Dir eine Schönere aus, als ich bin. — Nun ist alles mit uns aus, Du grober Mensch!

Niklas. Ja, ja! (pfeift.)

Metta. Dich, brauche ich das ganze Jahr nicht, und wenn das Jahr um ist, wieder nicht. — Du bist ein naseweiser Pursch! — Wenn Du bessere und schönere Mädchen hast finden können, warum hast Du mich denn aufgesucht? Du hättest ja bleiben können, wo Du warst. Es hat Dich keine Seele mit Gewalt nach Wallendorf gezogen. — Wenn ich Dir nicht schön genug war, so hättest Du mich kön-

nen gehen lassen. Du bist mir ja allenthalben nachgelaufen, wie ein Hausbammel. — Habe ich Dir's nicht tausendmal gesagt, Du sollst mir vom Leibe bleiben? — Ob Du mich für schön halten willst, oder nicht, daran, ist nichts gelegen. Große, vornehme Herrn, haben mich schön genennt, deren Stallpursch Du nicht einmal werden kannst. Sie haben mir's tausendmal gesagt, ich sey zu gut für eine Müllerstochter, ich könne wohl ein Fräulein seyn, und ein solcher Esel, wie Du einer bist, kann gar nicht wißen, ob ich schön, oder ob ich häßlich bin. — Du, bist ja doch nur ein gemeiner Mühlpursch und kannst auch weiter nichts werden. Ich kann aber wohl noch einmal einen Mann heurathen, der ein Herold oder ein Kastellan ist; und da kann ich in einer Burg sitzen, wohin Du gar nicht riechen darfst, als wenn Du etwa mit Deinen Eseln kömmst, und mir Mehl bringst. — Ich kann noch eine Rathsherrn Frau werden, aber Du, bist und bleibst der dumme Niklas in alle Ewigkeit! — Du bist ein dummer Hans! daß Du es nur weißt. — Du kannst sagen, ich, hätte es gesagt.

Niklas. Warum nicht gar! (pfeift fort.)

Metta. Du brauchst mir die Ohren nicht voll zu pfeifen.

Niklas. (singt.)

Es hat 'n Mädel 'n Bulen gar lieb
Das war ein schöner —

Metta. Du brauchst Deine Stimme — eben nicht hören zu lassen. Du singst ja, wie eine Nachteule!

Niklas. Bist Du nun fertig mit Schimpfen und Schreien?

Metta. Schütt' auf! und —

Niklas. Heute, zum letztenmal. Diese Nacht, lauf' ich davon.

Metta. 's ist recht gut!

Niklas. Du siehst 's also gern, wenn ich davon laufe?

Metta. Recht sehr gern!

Niklas. Nun gut! Weil Du es gern siehst, so — bleibe ich da. — Aber, Deinen Eltern will ich Deine schöne Aufführung erzählen. Du kannst Dich freuen! —

Metta. Deinetwegen, werden sie mich nicht gleich todschlagen.

Niklas. Todschlagen, eben nicht, aber —

Metta. Sie sollen nur eine Hand an mich legen, so weiß ich schon, wo ich Recht kriegen kann.

Niklas. Je! Du gottloses Stück! — Deine Eltern, willst Du verklagen?

Metta. (weint.) Du bist der Stöhrenfried in unserm Hauße! Deinetwegen, soll ich Schläge kriegen! — Schon gut! — Ich laufe davon! Du sollst schon sehen, was Du gemacht hast! (Sie läuft fort.)

Niklas. Metta! Metta! — Ach! daß sich Gott erbarme! — Sie läuft wirklich fort! — Ach! — Vater! Mutter! —

Das weinende Mädchen, nahm gerade ihren Weg auf die Stadt zu, und schon war sie am Thore, als sie erst anfieng zu überlegen, was sie thun wollte?

Da kam Meister Wilibald eben zur Stadt heraus, in der Absicht, zu ihr, nach Wallendorf zu gehen.

Wilibald. Ei! grüß Dich Gott, schönes Mettchen! — Ei! ei! Wie allerliebst! — Ei! ei! Wie sich's doch so wunderbar in der Welt fügt! — Du kennst mich doch?

Metta. Ich glaube wohl, aber —

Wilibald. Ich bin Meister Wilibald der Hofsänger des Grafen —

Metta. Ach, ja! — Ihr habt zuweilen frische Milch bei uns mit dem Grafen gespeißt; Nicht?

Wilibald. Wohl oft, liebes Kind!

Metta. Ja, ja! Nun kenne ich Euch.

Wilibald. Ich wollte eben nach Wallendorf gehen —

Metta. (seufzend.) Nach Wallendorf? —

Wilibald. Ich wollte Dich dort aufsuchen.

Metta. Mich?

Wilibald. Dich. — Ich habe eine Botschaft an Dich.

Metta. Eine Botschaft? Ihr? — Des Grafen Hofsänger? An mich, eine Botschaft?

Wilibald. Wohl, liebes Kind! Eine Botschaft von dem edlen Grafen Wilhelm in Kamburg.

Metta. Von Graf Wilhelm? — Eine Botschaft an mich?

Wilibald. Von dem Grafen, und von der Gräfin, seiner Gemalin.

Metta. (stockend.) Der Graf — ist also wirklich — wirklich verheurathet?

Wilibald. Ja! wirklich und wahrhaftig. — Und Du weißt wohl gar noch nicht, daß diese Heurath auf Deine Rechnung geschlossen worden ist?

Metta. Auf meine Rechnung? — Wie komme ich geringes Mädchen denn in das vornehme Spiel?

Wilibald. Setz dich hieher auf diese Bank unter die Linde. Ich will Dir alles erzählen. — Fräulein Agnes, hat wirklich auf Deine Rechnung, sich zur Frau gespielt.

Nun erzählte ihr der geschwätzige Hofsänger alles, was die Leser schon wissen. Wie

Wilhelm gefangen und durch Agnes Verkleidung hintergangen wurde. Wie sich der Irrthum entdeckte, wie der Graf mit dieser Entdeckung zufrieden war, und statt dem artigen Müllermädchen, das schöne, hochgebrüstete Fräulein nach Rothenstein führte, und dann, Hochzeit mit ihr machte. *)

Metta sas unbeweglich. Ein paar große Thränen rollten, wie Perlen, über ihre hochrothen Wangen, und ihr Busen schien die Grenzen des Mieders durchbrechen zu wollen. — Meister Wilibald las in ihrer Seele.

Wilibald. Da nun der Graf und die Frau Gräfin mit einander so glücklich sind —

Metta. (seufzt.) Das ist mir lieb!

Wilibald. — so wollen sie denn doch die eigentliche Urheberin ihres Glücks nicht vergessen.

Metta. Wollen sie nicht?

Wilibald. Sie wollen Dich gräflich ausstatten, wenn Du Dich mit dem Mühlpurschen Niklas —

*) S. R. G. d. B. IV. S. 316. — 320.

Metta. (weinerlich.) Ach nein! — Ich heurathe nicht.

Wilibald. Nicht?

Metta. Niklasen nicht. — Nun, gar nicht!

Wilibald. Gar nicht? — Warum nicht?

Metta. (weint.) Ach nein! — Ich kann — ich will nicht heurathen. — Ich bin — Ach! bringt mich in ein Kloster.

Wilibald. Ach, nicht doch! — Laß die Grillen! — Was willst Du in dem Kloster thun?

Metta. Beten! — (weint heftig.) Ach ja! ich will beten! — Ich will —

Wilibald. Gutes Kind! was fehlt Dir?

Metta. Ich bin recht sehr unglücklich!

Wilibald. Wie?

Metta. Ach! — Ich — Ich bin davon gelaufen!

Wilibald. Davon gelaufen? Deinen Eltern davon gelaufen? — Ei! warum hast Du denn das gethan?

Metta. Ich habe mich mit Niklasen gezankt. Er hat mich gar erbärmlich geschimpft. Er will mit Gewalt geliebt seyn von mir, und ich, kann ihn doch nicht lieben. Das wollte er meinem Vater und meiner Mutter klagen, die ihm immer Hoffnung gemacht haben, er werde ihr Tochtermann werden. Und — ich weiß schon, wie mein Vater ist. Er hätte mich in der ersten Hitze, krumm und lahm geschlagen.

Wilibald. Ei, ei!

Metta. Und da wurde mir angst, — und da lief ich davon.

Wilibald. Wo wolltest Du denn aber hinlaufen?

Metta. Ich wollte — gerade zu dem gnädigen Herr Grafen gehen und ihn bitten, mich zu beschützen. Ich kann den dummen Niklas nun einmal nicht leiden. Und mein Mann, kann er gar nicht werden. Er muß fort, sonst

bleibe ich nicht in der Mühle. — — O weh! dort kömmt mein Vater! —

Wilibald. Sey ruhig! Er soll Dir nichts thun. Ich will Euch mit einander aussöhnen.

Metta. Ach ja! thut das lieber, guter Herr. Ich habe meinen Vater gar lieb, aber Niklasen kann ich nicht leiden. Er muß fort! —

Der Müller *Martin* kam näher. — Metta, weinte bitterlich. — Wilibald, erwartete des Müllers Ankunft ruhig.

Martin. Grüß Euch Gott Herr Hofsänger! — Was thut Ihr mit der Dirne hier? — Du bist ein gottloses Kind!

Metta. Ach nein! —

Martin. Den Eltern davon zu laufen! —

Metta. Ach nein! —

Martin. Niklas wollte sich die Kehle abschneiden —

Metta. Was kann ich davor?

Martin. Du hast ihn ja ganz entsetzlich herunter gemacht.

Metta. Er hat mich auch geschimpft. — Gar gottlos hat er mich geschimpft. —

Martin. Und deswegen, läufst Du davon? —

Metta. Ich habe mich gefürchtet —

Martin. So geht's wenn man kein gutes Gewissen hat! —

Wilibald. Jugendliche Uebereilung! — Sie hat alles bereut. — Niklas, hat ihr gedroht sie bei Euch zu verklagen. — Es ist Euere einzige Tochter. Vergebt ihr. Macht sie nicht unglücklich. Sie kann Niklasen nicht leiden. Zwingt sie nicht zu der Heurath. Es kömmt dabei nichts Gutes heraus. — Wollt Ihr mir das versprechen? Und versprecht mir auch, sie nicht zu mißhandeln. — Nun? — Ausserdem, habe ich Befehl von unserm Herrn Grafen, das gute Kind in seinen Schutz, auf's Schloß zu bringen.

Martin. Das Mädchen, ist mein Augapfel, das weiß die Kröte, und —

Wilibald. Und — also! — Fein gelassen!

Martin. Nun, so komm nur, ich will Dir nichts thun.

Metta. Ach lieber Vater! — Wollt Ihr auch Niklasen fortschicken?

Martin. Der Kerl, springt in's Wasser. Er will Dich nun einmal heurathen, und hat sich's fest in den Kopf gesetzt Dein Mann zu werden.

Wilibald. Das geht nicht!

Martin. Nun! komm nur. Wir wollen sehen, wie wir es machen. — Ich werde meine Not haben.

Wilibald. Wenn sich Niklas nicht geben will, so laßt mir's nur wißen. Wir wollen ihn schon fortbringen. Das Glück Euerer Tochter, wird Euch doch wohl näher an dem Herzen liegen, als Niklasens Zufriedenheit?

Martin. Ja doch! — Aber, der Kerl ist grimmig und setzt mir einen rothen Hahn auf's Dach, *) ehe ich mir's versehe.

Wili=

*) Eine figürliche Redensart, besonders der damaligen Zeit. „Einem, einen rothen Hahn auf das Dach

Wilibald. Wollt Ihr's haben? so soll ihn der Graf fortschaffen lassen.

Martin. Wenn's angienge?

Wilibald. Er soll wieder in Brod kommen.

Martin. Nun ja!

Wilibald. Wir schicken ihn in's Frankenland in eine gräfliche Mühle.

Martin. Nun ja! thut das.

Metta. Ach lieber Herr! Ich kann es Euch gar nicht genug verdanken, daß Ihr Euch meiner so gut annehmt!

Wilibald. Es ist gut! — Ich will mich schon bezahlt machen.

Metta gieng wieder mit ihrem Vater nach Wallendorf zurück, und der unglückliche

Lieb=

Dach setzen," heißt: ihm sein Haus anstecken; Feuer anlegen.

Liebhaber Niklas, wurde wirklich auf Meister Wilibalds Veranstaltung, nach Franken transportirt. Er schien in Verzweiflung zu seyn, lief aus der Mühle in Franken kurz darauf, davon, und niemand wußte damals, wohin er gekommen war.

So war nun zwar Metta ohne Liebhaber, aber ihr Herz, war nicht ohne Liebe. Mit jedem Tage gewann das Bild des ehemaligen gräflichen Liebhabers mehr Platz in ihrem Herzen, und setzte sich in demselben zuletzt so fest, daß es endlich gar nicht wieder daraus zu vertreiben war.

Wie schmeichelhaft war ihr jetzt nicht der Gedanke, daß der Graf sie hatte entführen wollen! und sie war ärgerlich, daß die Gräfin auf ihre Rechnung, so glücklich gespielt hatte.

Dieser Aerger, gieng endlich in Neid, und zuletzt gar in Haß auf die Gräfin, über. — Damals, war ihr einziger, sehnlicher Wunsch, den Grafen nur noch einmal zu sprechen.

Indessen, meldeten sich verschiedene Freier. Alle wünschten herzlich das artige Müllermädchen

chen in die Brautkammer zum keuschen Bette der Ehe zu führen, aber keiner hatte dieses Glück, denn Metta war so freigebig mit Körben, daß sie zuletzt in der ganzen Gegend nur das spröde Müllermädchen genennt wurde.

Einst war sie mit ihrem Vater nach Erfurt gefahren, etwas einzukaufen, weil eben damals Jahrmarkt daselbst gehalten wurde. Sie stand vor einer Krämerbude, handelte um Tuch zu einem Sonntagsleibchen und dachte eben jetzt an nichts, als an ihren Handel. Auf einmal, fühlte sie eine schwere Hand auf ihrer linken Schulter. Sie blickte seitwärts und wurde einen Blechhandschuh gewahr. Sie sah sich um, und hinter ihr, stand ein Gewappneter. Sein Helm, war geschlossen.

Aengstlich sah sie den Mann an, und konnte nicht reden. Auch er schwieg. — So stunden sie eine Zeitlang stumm einander gegenüber. — Der Krämer, hatte mit andern Käufern zu thun und bemerkte nichts.

„Lie=

„Liebe, gute Metta!“ kam eine Stimme unter dem Helme hervor.

„Ich kenne diese Stimme!“ stahlen sich seufzend diese Worte aus Metta's hochklopfender Brust.

„Wer bin ich?“

„Das weiß ich nicht.“

„Du kennst mich, Metta!“

„Wer seyd Ihr?

Der Helm wurde geöffnet, und Metta, hätte sie keine stärkern Nerven gehabt, als die meisten Schönen unsers sinkenden Jahrhunderts haben, wär gewiß in Ohnmacht gesunken, als sie Graf Wilhelms schwarze Augen erblickte. — Sie war erschrocken. Sie zitterte am ganzen Leibe, und schlug zärtlich, sittsam die Augen nieder.

Graf Wilhelm. Wie geht es Dir, liebe Metta? — Bist Du noch unverheurathet?

Metta. Ach ja! — Es geht mir auch — so ziemlich wohl.

Wilhelm. Doch wohl besser, als es mir geht.

Metta. Als es Euch geht? — Geht es Euch nicht wohl?

Wilhelm. Nein! es geht mir nicht wohl.

Metta. Was fehlt Euch?

Wilhelm. Ruhe — Zufriedenheit. — Häuslicher Friede, eheliches Glück, fehlen mir.

Metta. O weh! — Ach! wie dauert Ihr mich! — Wenn ich Euch doch helfen könnte! — Ihr wißt nicht — Ach! ich armes Mädchen! —

Wilhelm. Gute Seele! — — Was wolltest Du Dir kaufen? Dieses Stück Tuch?

Metta. Ach nein! — Nur etwas davon, zu einem Leibchen.

Wilhelm. Nimm das ganze Stück, als einen Jahrmarkt von mir an, und erwarte mich morgen früh nach Sonnenaufgang, an dem Bache hinter Deiner Mühle, unter dem Erlen-

baume, wo ich Dich zum letztenmale sprach: *) Ich habe Dir gar viel zu sagen, aber hier, könnte man uns bemerken. — Fürchte nichts Liebchen! Komm ja dorthin. Ich gebe Dir mein Ritterwort, Du hast nichts zu befahren, denn ich liebe Dich viel zu sehr. — Leb wohl, feines Liebchen!

— Er warf ihr vier Goldstücke zu, und gieng davon. —

Metta, sah ihm bebend nach. Hinter dem Dohme, verschwand er. — Sie suchte sich zu fassen, kaufte Tuch zum Sonntagsleibchen, Schnürketten, Knöpfchen, Schürtzen, Brusttücher und Schuhe, und behielt doch noch ein Goldstück und viele Groschen übrig.

Als sie alles wohleingepackt, und der Müller Martin einen guten Schweinhandel gemacht hatte, gieng die Reise wieder fort und nach Wallendorf zu.

Man legte sich zur Ruhe; aber Metta, konnte nicht schlafen.

*) R. G. d. V. IV. B. S. 312.

In

In Osten röthete sich der Himmel. — Mit ängstlich klopfendem Herzen, verlies Metta das Bette, warf sich vor dem Bilde der hochgebenedeiten Jungfrau nieder, machte im Gebete ihrem bedrängten Herzen Luft, kleidete sich an, und gieng entschlossen dahin, wohin sie der Graf bestellt hatte.

Er war noch nicht da. Sie setzte sich unter den Erlenbaum, sah die Sonne in majestätischer Pracht aufgehen, begrüßt von tausend melodischen Kehlen der befiederten Hainbewohner, und mischte ihren Gesang in die Töne dieser frohen Geschöpfe. — Sie sang:

„Wie ist mir doch so herzlich wohl
wenn ich mein Liebchen umfahen
und sehen soll.
Er darf sich nur nahen,
dann wird mir herzlich wohl,
so wohl! so wohl!“

Hufschlag im Thale herunter, am Bache hinab. — Metta verstummte. — Der Graf kam näher, band sein Roß an einen Baum und nahte sich dem ängstlich harrenden Mädchen.

Wilhelm. Guten Morgen, Liebchen!

 Met-

Metta. Guten Morgen, edler Herr!

Wilhelm. Sieh, da bin ich nun! Und Du, hast auch Wort gehalten.

Metta. Ich habe eigentlich nichts versprochen, aber — ich konnte nicht schlafen, und wollte sehen — und Euer Kummer, — und Euere Leiden —

Wilhelm. Ach ja! liebe Metta! ich habe viel Kummer, ob meines Weibes. Zufriedenheit, Ruhe und eheliches Glück, fehlen mir gar sehr. Agnes, ist kein Weib für mich; was ich längst schon geahndet habe.*) — Das stille, einsame Leben auf meiner Burg, behagt ihr nicht. Die herrliche Gegend um mein Kamburg, hat keinen Reitz für sie. Die schöne Natur, ist kein Schauspiel für ihr Herz. Lieber schwämm sie jeden Tag im festlichen Reihen umher. In meiner Burg, wünschte sie sich eine fürstliche Hofhaltung, alle Tage viel Lärm und Gäste um sich herum. Da ich ihr das nicht gewähren kann, so ist sie mißmuthig und mürrisch

*) Ebend. S. 287. 288.

risch gegen mich geworden, und verbittert mir meine Tage.

Metta. (beklommen.) Ich bedauere Euch!

Wilhelm. Warum müßen Geburt und Stand uns Fesseln anlegen, liebe Metta? Ist das billig?

Metta. Ach nein!

Wilhelm. Mit Dir, wär ich glücklich, und mit meiner gräflichen Bettgenossin, bin ich unglücklich!

Metta. Es ist nun einmal so!

Wilhelm. Aber, es kann nicht so bleiben!

Metta. Wie? — Ihr wolltet —

Wilhelm. Ich will mein Weib von mir thun.

Metta. Nicht doch!

Wilhelm. Es kann nicht anders seyn.

Metta. Dürft Ihr das thun?

Wilhelm. Ich habe die Bischöffe von Mainz und Naumburg auf meiner Seite. Die

Geistlichkeit zu Laußnitz, Bürgel und Eisenberg, hält es mit mir, weil ich sie wohl und oft beschenke. *) Meine Frau, ist mir ohnehin zu nahe verwandt, **) und deshalb, wird es mir leicht werden, mich von ihr zu trennen. ***) Was soll der Herr des stillen Kamburg mit einer Frau thun, die geboren ist, Kaiserlicher Majestät Krone mit ihrem Gemal zu theilen? — Sie ist mir zu stolz und — zu vornehm. — Dann, Metta, — wenn Agnes von mir ist, — wollen wir vergnügt mit einander, und bei einander leben.

Metta. Das geht ja nicht an!

Wil=

*) Nach Melissantes, (Beschreib. der Bergschl. S. 526.) Anf. Beyer in Geographo Jenensi. p. 160.

**) S. die Stammtafel in Hönns Sächs. Wappen und Geschl. Untersuch. S. 46. — Rom. Gesch. der Vorzeit. IV. B. S. 282.

***) Wie weit man damals, in diesem Punkte, wenn man wollte, gieng, können die Leser in Schmidts Gesch. der Deutschen II. Th. S. 211. lesen. Mehr darüber, und Beispiele, siehe in der Anmerk. S. 203. des IV. B. dieser Rom. Gesch. der Vorzeit.

Wilhelm. Du sollst meine Wirthschaffterin werden, und meinem Hauswesen vorstehen. Deinem Vater, will ich meine große Mühle zu Orlamünde schenken, und Dich, wenn Du heurathen willst, wohl ausstatten. —

Metta. Das kann wohl nicht seyn, edler Herr!

Wilhelm. Warum nicht?

Metta. Ihr gedenkt vielleicht etwas zu thun, das sich für Euch und mich, nicht schiken würde. Könnte ich Euere Gemalin werden, so —

Wilhelm. Nicht so bedenklich, liebes Mädchen! ich will Dir durch den Naumburger Bischoff beweißen laßen, daß —

Metta. Still! — der Pater Franz! —

Der Graf schlug seinen Helm zu, und P. Franz, *) gieng mit klopfendem Herzen, wie in Betrachtungen vertieft, vorüber, ohne, wie

*) Ebend. S. 303. Eben der Franziskaner aus dem Kloster seines Ordens zu Weimar, den die Leser schon kennen.

es schien die Kosenden zu bemerken. Aber, er bemerkte sie dennoch.

Er war vorüber und der Graf, wollte weiter reden. — Es kamen Bauern und zogen in's Feld. — Der Graf, schwang sich auf sein Roß, und trabte fort.

„Wir sprechen weiter davon," sagte er; und Metta, schlich gedankenvoll in die Mühle zurück.

Zwei Tage darauf, kam Metta gegen Abend vom Felde, als sie ihren Vater mit dem P. Franz in ein Gespräch verwickelt, vor der Thür der Mühle sitzen sah. Der geistliche Herr sprach etwas heftig, und der ehrliche Müller schien sehr betroffen zuzuhören.

Metta, ahndete nichts Gutes, und der Pater, sah sie kaum kommen, als er ihr schon entgegen schrie:

„Hierher! hierher!"

Metta. Guten Abend, ehrwürdiger Herr!

P. Franz.

P. Franz. (schnell.) Guten Abend! (nachdrücklich.) Meine Tochter! sey aufrichtig und beantworte meine Fragen auf Dein Gewissen. — Wer war der Ritter, der zu Erfurt unweit des Dohms mit Dir sprach? und der vorgestern Morgen unter der großen Erle wieder mit Dir sich unterhielt? — Nur frisch heraus!

Metta. (gezogen.) Der Ritter? — Je! Ihr giengt ja hart an uns vorbei, als wir vorgestern unter der großen Erle mit einander sprachen. Saht Ihr uns nicht?

P. Franz. Ei, warum denn nicht! Ich wollte euch nur nicht sehen.

Metta. Also — Ihr habt ihn gesehen?

P. Franz. Ja doch! Ich habe ihn gesehen.

Metta. Und habt ihn nicht gekannt?

P. Franz. Wenn ich ihn gekannt hätte, so fragte ich Dich nicht, wer er war.

Metta. Ihr habt ihn also wirklich nicht gekannt? — Hm! das wundert mich!

P. Franz. Wer war er?

Metta. Eigentlich — Ich meine, Ihr solltet ihn wohl kennen. — Der Vater, kennt ihn auch. Er ist zuweilen bey uns gewesen. Es war — Es war der Junker der immer von Brembach —

P. Franz. Lügnerin! — Du wagst es, Dich zu verstellen? — Soll ich Dir den Namen des Ritters nennen, der mit Dir sprach?

Metta. (ängstlich.) Nennt ihn, wenn Ihr könnt.

P. Franz. Es war Dein alter Schatz, Graf Wilhelm. — Nicht wahr?

Metta. (frech.) Er, war es nicht!

P. Franz. O du freche, gottlose Dirne!

Metta. Das bin ich nicht! (weint.) — Nein! das bin ich nicht!

P. Franz. Du Eheteufel!

Metta. Ich, ein Eheteufel?

P. Franz. Du! Du! — Der Graf behandelt sein eheliches Gemal übel, und das thut

er,

er, um Deinetwillen. — Glaubst Du, man wiße nicht um euer Bündniß? — Von sich thun, will der Ehebrecher seine Frau, und Dich ehrvergessenes Weibsbild zu sich nehmen. Pfui! der Sünde und Schande! — Du wirst vergehen, ob Deiner Missethat, wie ein Schatten vergeht. Du wirst über Deine rechtschaffenen Eltern Schande, Fluch und Verderben bringen. Für Dich, wird keine Erlösung seyn, aus dem ewig brennenden Höllenpfuhle.

Martin. Ach! ich unglücklicher Vater!

Metta. Ich, bin unschuldig!

Martin. Bist Du das?

P. Franz. Beweise Deine Unschuld. Ohne Beweiß, glaubt Dir der Teufel nicht, geschweige denn Dein Beichtvater. Ihr Weiber seyd von der Schlange, zu aller erdenklichen List und Bosheit verführt worden. — Beweise, daß Du unschuldig bist.

Metta. Ich will den Grafen nie wieder sprechen. — Ich will mich dem Dienste der heiligen Jungfrau weihen.

P. Franz. Willst Du das? —

Metta.

Metta. Ja, ja!

P. Franz. Nun gut! — Morgen früh, will ich Dich abholen. Ich selbst, will Dich in ein Kloster bringen, an einen Ort, wo Dich des Grafen Falkenblicke gewiß nicht ausspühren sollen. — Vater Martin! bewacht sie wohl, daß sie diese Nacht nicht entspringt. Ich fordere sie von Euch. Gott fordert die Tochter vom Vater. — Gute Nacht!

Die Vorwürfe der Eltern folterten die arme Metta hart, ihre Thränen, zerrißen ihr das Herz. — Die Nacht vergieng schlaflos. Der Tag brach an. Der Pater kam mit seinem elenden Fuhrwerk. Eltern und Tochter waren in der schmerzlichsten Betäubung. Sie konnten sich nicht trennen. Der Pater, riß sie von einander und fuhr mit seiner Beichttochter davon. Nahe bei Weimar, kamen zwei Knechte zu ihnen und begleiteten den Wagen.

Zwei Tage waren sie schon gefahren, als sie den dritten Tag Abends, bey einem Forste anka-

ankamen, in welchem, wie der Pater sagte, das Kloster lag, in welches er seine Beichttochter bringen wollte. — Es wurde immer dunkeler. Der Weg wurde verfehlt. Man sah weiter keinen Ausweg vor sich, als unter freiem Himmel, im Walde, zu übernachten.

Metta zitterte am ganzen Leibe. Der Pater, sprach ihr Muth ein. Es wurde ein Nachtlager, so gut es gehen wollte, zurechte gemacht, und der Pater, nachdem er das Abendgebet gesprochen hatte, befahl ernstlich allen, einzuschlafen, und unbesorgt zu seyn, weil er wachen wolle.

Metta schlummerte auch wirklich ein, aber sie erwachte bald wieder. Sie hörte leise sprechen und lauschte. — Die beiden Knechte, sprachen mit einander.

„Ist der Pater fort?“ fragte der eine.

„Er ist fort;“ antwortete der andere.

„'s ist doch jammerschade um das arme Ding!“

„Ja wohl! — 's ist ein niedliches Weibsbild!“

„Sie

„Sie fängt mich ordentlich zu dauern an."

„Mich auch. — Einen Menschen so im Schlafe zu erwürgen! 's ist doch eine schändliche That, und wenn sie uns auch zehnmal im Beichtstuhle vergeben wird."

„Der Pater will ja die Verantwortung über sich nehmen, hat er gesagt."

„Da thut er nicht viel. Die geistlichen Herrn stehen mit dem Himmel viel zu gut, als daß ihnen nicht einmal durch die Finger bei so etwas sollte gesehen werden."

„Das ist wohl wahr! Aber, warum thut denn so ein Herr, so etwas nicht selbst?"

„Dazu muß er doch seine Ursachen haben."

„Freilich wohl! — Hans! 's ist aber doch eigentlich ein hundsfüttisches Geld, vier Goldgülden, für einen Mord."

„Ja wohl! — Die Gräfin, wirft das Geld auch nicht weg."

„Ich möchte nur wissen" —

„Still! 's rauscht was!"

„Ach! ich dachte gar! — Ich höre nichts."

„Wir sind nicht auf den besten Wegen. Der Böse hat zuweilen sein Spiel. — Wir wollen machen, daß wir fortkommen. — Frisch ans Werk! — Was kann's helfen!“

„Wenn wir das artige Dörrlchen nur könnten leben laßen!“

„Ja! wenn wir der Gräfin nicht ihren Kopf bringen müßten“ —

„Das ist's eben! — Du! 's rauscht was, dabei, bleibe ich!“

„Vielleicht ist's Wild.“

„Mach, daß wir fortkommen.“

„Nun! so mag's denn in Gottes Namen über den runden Hals hergeben!“

Da raffte sich Metta in Todesangst auf, und schrie:

„Ach thut mir nichts, ihr lieben Männer! Ich habe euch ja auch nichts gethan. — Warum wollt ihr ein unschuldiges Mädchen morden, die keinen Menschen in der Welt beleidiget hat?“

„Wer

„Wer will hier morden?“ fragte eine Donnerstimme, und zugleich, trat ein großer, fürchterlicher Mann mit gezogener Wehre aus dem Gebüsch.

„Erbarmt Euch über mich!“ schrie Metta.

„Wer hier vom Morde spricht, ist des Todes! — fuhr der Mann fort. — Morden, ist mein Handwerk, und ich, laße mir nicht vorgreifen.“

Bei dieser Erklärung ergriffen die Knechte sogleich furchtsam die Flucht und schrieen mit völliger Ueberzeugung:

„Das ist der Teufel!“

„Ich hole euch Schurken gewiß noch zur rechten Zeit!“ schrie ihnen der furchtbare Mann nach.

Metta, lag bebend zu seinen Füssen.

Er. Fürchte nichts, mein Kind!

Sie. Ach! bist Du —?

Er. Was?

Sie. Du bist doch nicht —?

Er. Der Teufel? Nein! — Ich bin ein Mensch und Dein Erretter. Diese Schelme, wollten Dich, wie ich im Gebüsch versteckt, hier hörte, auf Befehl einer Gräfin morden, und ein Bube vom Pfaffen, hatte ihnen Absolution im Beichtstuhle ob dieser Schandthat, versprochen. — Wer bist Du?

Sie. Ach! ich will Euch alles sagen. Sagt mir nur erst, in weßen Gewalt ich mich befinde?

Er. Du befindest Dich in dem Schutze eines Mannes, dessen Name in der ganzen Gegend übelberüchtigt ist. Und, wenn du mich, einem Stadtrathe, einem Vogte, oder einem Klosteradvokaten *) ausliefern könntest, Du würdest sogleich um 30. Goldgülden reicher seyn, denn diese Summe, steht auf meinem Kopfe. Man nennt mich einen Räuber, und ich, nenne mich die Geisel und den Beutelfeger der Mönche und Edelleute. — Weil mein Vater kein

*) Schutz und Schirmvogt eines Klosters. Auch Advocatus, schlechtweg genannt. S. Avemann's Burggräfl. Kirchb. Historie. 1747. S. 117.

kein Edelmann war, so ist das Handwerk, das ich treibe, unedel und unerlaubt. Treibt's aber ein Edelschalk, so ist es eine edle Handthierung, wovon der edle Herr, lebt, als hätte unser Herrgott den Edelmannsraub privilegirt. Wenn sie mich beim Kragen kriegen, hängen sie mich. Was können sie aber dem gestrengen Junkherr thun, der mit Reisigen anrückt, die Rechte seines Raubes zu vertheidigen? *) — „Du wirst nun wohl errathen, in wessen Händen du Dich befin-

*) Die Leser wißen schon, daß der Adel gute Wörter für diese schlechten Handlungen hatte. S. Rom. Gesch. d. Vorzeit. IV. B. die Anmerkungen S. 25. — „Man erfand sich zum Scherz eigene Ausdrücke um die Sache, wenn sie gar zu häßlich war, nicht bei ihrem wahren Namen zu nennen. Auf einen Fehderaub ausgehen, hieß man: einen Ritt thun, oder vom Stegreif, oder Sattel leben, und dem andern sein Vieh wegtreiben, sich mit Kochfleisch versehen. Noch im XV. Jahrh. wurde das westphälische Lied:

„Ruten, Roven, da en is gheyn Schande,
Dat doynt die Besten von dem Lande"

gesungen." — S. Westenrieders histor. Kalender, 1791. S. 209.

befindest. Mit Einem Worte, ich bin der Anführer einer Räuberbande, die in diesem Forste haußt.

Sie. Ach! Du bist kein Freund der Edelleute!

Er. Nein! — Ich treibe zwar ihr Handwerk, aber ich bin nicht ihr Freund. Zunftgenossen, sind wir, aber keine Brüder.

Sie. Ich wollte Dich bitten — Kennst Du Graf Wilhelm den Kamburger?

Er. Ich kenne ihn nicht, aber einer meiner Leute hat ihn den Tod geschworen, weil er ihm sein Mädchen verführt hat.

Sie. Er hätte das Mädchen eines Deiner Leute verführt! — Nimmermehr!

Er. Gewiß! — Der gute Niklas jammert gar sehr darum.

Sie. Niklas? — Allmächtiger Gott! Niklas? — Und Metta —

Er. Metta hies sein Mädchen; die Müllerstochter aus Wallendorf. — Woher weißt Du das?

Sie. Ich — Ich bin sie selbst, diese unglückliche Metta!

Er. Wetterelement! nun wird der brave Niklas wieder fröhlich werden. Der Kerl stiehlt wie ein Rabe, und hat Mut, wie ein Bär. Aber zu traurig war er immer. — Als wir erst kürzlich dem Junkherr in Tannerode einen Besuch machen wollten, kamen wir häßlich in die Klemme, und wär der wackere Niklas nicht geweßen, sie hätten mich bei dem Kragen gekriegt. Damals, versprach ich ihm eine schickliche Belohnung. Hier ist sie. Ich bringe ihm sein Mädchen zurück. — Folge mir!

Sie. Nimmermehr! — Zu Niklasen, geh ich nicht.

Er. Du mußt!

Sie. Wenn ich nicht will?

Er. Ich habe Dich vom Tode errettet. Du bist mein Eigenthum. Ich gebe Dir einen Mann.

Sie. Töde mich!

Er. Mädchen! mach mir keine Sprünge.

Sie. Ich gehe nicht mit Dir.

Er. Ich rathe Dir Gutes —!

Sie. Lieber, in's Grab, als zu Niklasen! — Warum hast Du mich dem Tode entrissen, wenn Du mich selbst töden willst?

Er. Plaudere nicht die Morgenröthe herbei, und folge mir gutwillig. Willst Du das nicht, so binde ich Dich an diesen Baum, und laße Dich hier von Niklasen selbst abholen, und wenn Du angebunden bist, so magst Du sehen, wie Du Dich vor Niklasens Begierde schützen kannst. Zieht unterdessen, hier ein Pfaffe vorüber, ehe Niklas kömmt, Dich abzuholen, so wirst Du ihm eine gute Augenweide gewähren, (diese Herren *) lieben so etwas!) denn ich

 nehme

*) Man wird es wohl merken, daß der ehrbare Spitzbuben-Anführer einen eben so großen Haß auf die geistlichen Herrn, als auf die Edelleute hatte. Dazu hatte er nun so seine Ursachen. Inzwischen die Angabe des gerne gesehenen Anblicks, dessen hier erwähnt wird, von den Pfaffen, finder Belege. Z. B. erzählt uns Hondorff in seinem Historien- und Exempelbuche rc. Frkft. a. M. 1625.

nehme Dir alle Deine Kleider, und stelle Dich nackend hier zur Schau aus.

Sie. Unmensch!

Er. Ich bin ein sehr menschlicher Mensch.— Noch einmal, sträube Dich nicht länger, und folge mir.

Sie. Graf Wilhelm, soll Dir 100 Goldgülden geben, wenn Du mich zu ihm bringst.

Er. Nicht mit 1000 Goldgülden könnte ich die Schmach vergüten, die ich Niklasen anthät, fänd' ich sein Liebchen und führte sie ihm nicht zu. Er ist der Retter meines Lebens. Ich bin ihm Dankbarkeit schuldig, also — Fort! und weiter kein Wort verloren.

Sie.

1625. 1. Th. Fol. 42. folgende Geschichte: „In Teutschland ist ein Ort gewesen (das Orth ich vmb Ehre willen nit nennen will,) da seynd die vnfruchtbaren Weiber gelehrt und beredt worden, daß sie zu sonderlicher Zeit nackend müßten vmb den Altar gehen, vnd ein Lämblin mit sich tragen. Indeß stunden die Mönche in ihren Gattern, dadurch schaweten die Buben die nackende Weiber nach Lust.“

Sie. Du bist kein Mensch. Der Böse, bist Du selbst, dem Niklas sich ergeben hat, und dem Du mich nun zuführen willst, damit Du Dein Versprechen auf seine Verbindung, erfüllen kannst. — Ich bin eine gute Christin, hebe Dich von mir!

Er. Einfältiges Ding! wie lange willst Du meine Geduld noch mißbrauchen? Jetzt, das letzte Wort, folge mir, oder —

Sie. Ich folge Dir nicht!

Er. Nicht?

Sie. Nein! Ohne Gewalt, gewiß nicht!

Er. Nun dann! mit Gewalt! —

Sogleich warf er ihr einen Hanfstrick um den Leib, zog eine Schlinge, und zog sie hinter sich her, wie ein gefangenes Stück Wild. — Metta war in der größten Verzweiflung. Bitten und Verwünschungen, Thränen und Versprechungen, gab sie dem Räuber preis, aber dieser, würdigte sie nun nicht einmal einer Antwort mehr. Jetzt zog sie ein Messer aus ihrer Tasche und steckte es in den Busen, fest entschlossen, daßelbe sich in's Herz zu bohren,

wenn man ihr Gewalt würde anthun wollen. Sie verfolgte diese Gedanken noch, als sie auf einmal ihren Führer erschrocken zurückbeben sah.

Zwei Bracken sprangen an ihm hinan, ihn niederzureißen. Er mußte, sich zu vertheidigen, seinen Dolch ziehen, und lies den Strick fahren, an welchem er seine Beute geführt hatte. — Metta, benutzte sogleich diesen Zufall, und lief, so schnell wie möglich, waldein. Hinter sich, vernahm sie Brackengebell, und Jagdhörnerschall, und vor ihr, lag eine Klause, in welche sie sprang.

Sie riß die Thür auf, stürtzte hinein, hörte sich bei ihrem Namen nennen, und sah vor sich, neben einem alten Einsiedler — den Pater Franz stehen.

„Jesus Maria!" schrie sie bei diesem Anblick, stürtzte wieder zur Thür hinaus, und lief — gerade den beiden Knechten in die Hände, denen sie kaum entgangen war.

Diese hielten sie fest und schrieen:

„Aha! haben wir Dich wieder? Warte Täubchen! jetzt sollst Du uns nicht entkommen.“

Sie fiel vor den Knechten auf die Kniee, sie bat und flehte, sie weinte und versprach, aber alles war umsonst. Die Knechte geboten ihr, zu beten, und zogen sogleich ihre Dolche.

Metta hob betend ihre Hände gen Himmel, und erwartete zitternd den Todesstreich. Da saußte von fern her ein Wurfspies durch die Luft, traf den einen Knecht, der blutend sogleich zu Boden stürtzte, indeß der andere, als er seinen Kammerad sinken sah, so schnell als es ihm möglich war, davon lief.

Metta wendete ihre Augen nach der Gegend, aus welcher ihr Hülfe kam, und sah einen artigen, jungen Mann, der von seinem Rosse sprang und auf sie zu eilte.

Er. Wie ist Dir gutes Kind? Du bist doch noch unverletzt?

Sie. O ja!

Er. Es sollte mir leid gethan haben, wenn die Schurken auf meiner Wildbahn, einem solchen artigen Mädchen nur ein Haar gekrümmt hätten. — Sieh! der Bube hier, rührt sich nicht, so gut habe ich ihn getroffen.

Sie. Tausend Dank, edler Herr! — Ihr habt Leben und Tugend eines armen Mädchens gerettet, die ewig dankbar Euch verehren wird. Laßt mir wißen, wer Ihr seyd?

Er. Ich bin Herr und Besitzer der nahen Veste Tannerode. Fritz, ist mein Name.

Sie. Ach edler Junkherr Fritz! nehmt mich in Euern Schutz, und gebt mir so lange Obdach, bis Graf Wilhelm von Orlamünde und Weimar, der zu Kamburg wohnt, von mir Kundschaft erhalten hat, mich bei Euch auszulösen.

Er. Gehört schön Liebchen zum Geschlecht dieses Grafen?

Sie. Ach nein! das nicht, aber — der Graf kennt mich und meine Eltern. Er will uns wohl. — Er ist gar gnädig gegen uns.

Er. Wer bist Du?

Sie.

Sie. Die Tochter des Müllers in Wallendorf, bei Weimar.

Er. Aha! Bist du das artige Müllermädchen von Wallendorf? Metta? — Dein Abentheuer ist mir bekannt. Mein vor kurzen verstorbener Vater, war Hochzeitgast als Graf Wilhelm zu Kamburg seinen Hochzeitschmauß gab. Er hat mir alles erzählt. — Komm mit mir, und sey unbesorgt. Es soll Dir kein Leid geschehen.

Er hob sie alsobald auf sein Roß, ergriff den Zügel, gieng dabei her, und lies sich von Metta erzählen, wie sie in den Wald gekommen war. — Seine Knappen und Jäger gesellten sich zu ihm, und sie zogen bald darauf, in der hohen Veste zu Tannerode ein.

Fritz war noch unverheurathet und seit kurzen, war er erst eigener Herr von der Veste geworden. Seine alte Amme, führte bis jetzt seine Wirthschaft und stand seinem Hauswesen

wohl vor. Metta, machte sich sogleich anheischig ihr an die Hand zu gehen, und Fritz versprach ihr, dem Grafen Wilhelm Nachricht von ihr zu geben. — Er hielt Wort. Aber der Brief den er durch seinen Kaplan an den Grafen schreiben lies, traf diesen nicht daheim an, und fiel seiner Gemalin Agnes in die Hände.

Indessen war Graf Wilhelm ob seines Liebchens in großer Verlegenheit, und gieng, als er sie gar nicht mehr zu sehen bekommen konnte, ihrem Vater zu Leibe. Er setzte dem armen Manne so hart zu, daß dieser ihm endlich erzählte, was geschehen war, und daß P. Franz seine Tochter, er wiße selbst nicht in welches Kloster, gebracht habe.

Da schwur der Graf, nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis er Metta's Auffenthalt erfahren habe. — P. Franz wurde in seinem Kloster versteckt. Gewalt konnte Wilhelm in seines Oehms Herrschaft nicht anwenden, er mußte also so behutsam, als möglich, zu Werke gehen, um nicht alles ganz und gar zu ver

derben,

derben, was vielleicht noch gut zu machen war.

Drei seiner getreusten und listigsten Knechte, schickte er als Kundschafter aus, und begab sich nach Ramburg zurück.

Hier, fand er sein Weib auf dem Lager, und einen Pfaffen bei ihr, der dem Grafen, als er in ihr Gemach trat, sogleich entgegen schrie:

„Seht, Herr Graf! das sind die Früchte Euers unerlaubten Lebenswandels!“

Graf. Wie so?

P. Johann. Auf das Krankenlager, streckt Euere Aufführung Euer Weib.

Graf. Und mich, treibt die Aufführung und der böse Sinn meines Weibes aus meinem Schlosse, hier und da herum, wie ein böses Gewißen. Ihre Verschwendung, bringt mich in Schulden, und nach und nach, werden alle meine Güther an die Klöster versetzt seyn. Da ist kein Rath. Wir müßen uns trennen. — Sie liebt mich ohnehin nicht!

Agnes. (beweglich.) Ich werde nicht von Dir geliebt!

Graf. Du wurdest von mir geliebt, aber Du wußtest es darnach zu treiben, daß meine Liebe erkalten mußte. — Ich bin kein Fürst, der Deine Prachtlaunen befriedigen kann. Mein Einkommen, gebietet mir, eingezogen zu leben, und — also, schicken wir uns gar nicht zusammen. — Agnes! Du hast mir zwei Schlösser zugebracht, *) nimm sie zurück. Mein Oehm, gab mir Kamburg, **) als Brautsteuer. Das soll er auch wieder haben. Ich will nur meine sechs Dörfer, meine Mühle zu Orlamünde und mein stilles, friedliches Rothenstein behalten. Wir haben beide zu leben. Und — getrennt, leben wir glücklicher, als bei einander, das, weiß ich gewiß. Mit den Bischöffen bin ich einig. Wir sind ohnehin einander zu nahe verwandt, — und — es bleibt dabei! — Denkt der Sache nach. Ich ändere meine Meinung nicht. — Willst Du aber ja bei

*) S. Rom. Gesch. der Vorz. IV. B. S. 289.

**) Ebendas. S. 289. und S. 320.

bei mir bleiben Agnes, so mußt Du Dich einschränken. Du hast vier Zofen, und brauchst nur eine davon. Wozu brauchst Du Knappen, da die meinigen auch Deine Diener sind? Ich habe einen Kaplan, und Du brauchst keinen Gewißensrath für Dich allein zu halten und zu besolden. Du brauchst nur Einen Zelter, und deren nicht viere. Einen Falkener und Rüstmeister brauchst Du auch nicht, und Du bist nicht reich und vornehm genug, Dir, wie Du thust, zwei Edelknaben zu halten. Die Anzahl Deiner Mägde und Hunde mußt Du vermindern. Wir füttern Bracken und Steuber *) genug, wenn wir deren zwölfe haben. Deine Gier nach neuen Kleidern, Wedeln, Ketten und Ringen, mußt Du bezähmen, und zu dem, was Du hast, darfst Du nichts mehr kaufen. Gastmale, kann ich des Jahrs nur dreimal, an den hohen Festtagen, geben, aber nicht, wie Du willst, schier alle Monate zwei, dreimal. Deiner Freigebigkeit, mußt Du Schranken setzen, und still und eingezogen mit mir leben

können,

*) Spür — Jagd = Hunde.

können, sonst können wir nicht beisammen bleiben.

Agnes. — Ich fühle, wie unrecht und ausschweifend ich gehandelt habe. — Ich will alles wieder gut machen. Ich will thun, was Du haben willst. Ich will mich einschränken und bei Dir bleiben, lieber Wilhelm.

Graf. Keine Verstellung!

Agnes. Bei Gott und allen Heiligen! es ist mein ernstlicher Vorsatz.

Graf. Wir wollen sehen! — Bis Morgen, hast Du Ueberlegungszeit.

Agnes. Ich habe alles überlegt. — Ich bleibe bei Dir, und wenn ich Dich in irgend etwas kränke, so kannst Du mich von Dir thun. Aber, Du versprichst mir dagegen: nie wieder ein Wort mit dem Müllermädchen zu sprechen.

Graf. (sich vergeßend.) Wo habt ihr sie hingebracht? (auffahrend.) Wo haltet ihr sie versteckt, oder vielleicht gar eingekerkert?

Agnes. (stockend.) Ich — weiß von nichts.

Graf.

Graf. Ihr seyd alle von P. Franzens Bande! — Sagt ihr mir nicht, wo Metta ist, so soll ein schweres Gericht über euch alle ergehen. Ich muß wißen, wo sie ist — oder ihr seyd alle des Todes! Pfaffen und Weiber! und alle! alle zusammen!

Hiermit schlug er die Thür heftig zu, und gieng davon.

Metta, die indeßen ängstlich auf Kundschaft und Brief von dem geliebten Grafen harrte, erhielt von dem zurückkommenden Boten, Nachricht, wie man sie ihm zu Ramburg auf Agnes Geheiß ertheilt hatte: „der Graf sey krank und werde schwerlich genesen, man könne ihn jetzt, da er sich mit dem Himmel zu beschäftigen habe, unmöglich von weltlichen Dingen unterhalten.“

Das traf ihr Herz schwer. Sie sehnte und grämte sich, und wurde sehr schwermüthig.

Fritz, bot ihr stetes Obdach und die Beschäftigung einer Haushälterin bei sich an. In=

dessen, lies er sich doch auch nicht undeutlich merken, daß er Rechnung auf gewiße Gunstbezeugungen mache, welche bei der artigen Metta die Grenzen ihrer Dankbarkeit überschritten. Aber der Junkherr wurde mit jedem Tage dringender, und Metta, die seinen Ansuchungen zu entgehen, zuletzt keinen Ausweg mehr sah, entschloß sich endlich aus Tannrode zu entfliehen, so bald Zeit und Gelegenheit ihr günstig seyn würden.

Die Ehestandsfehde zwischen Graf Wilhelm und seiner Gemalin, gewannen indeßen so ein ernstliches Ansehen, daß Graf Wichmann, Wilhelms Oehm, *) und Wilhelms Bruder, Graf Herrmann, die Vermittlerrollen über sich nahmen, um die Sachen nicht zum allgemeinen Wißen gelangen zu laßen.

Agnes, versprach, sich nach ihres Gemals Willen, einzuschränken, und Wilhelm lies sich end=

*) N. G. d. V. IV. B. S. 282.

endlich erbitten, sich nicht von ihr zu trennen; aber, er machte es zur feierlichen Bedingung, daß man ihm von Metta's Auffenthalt Bericht geben und es ihm überlaßen müße, für ihr Unterkommen zu sorgen.

Nun war kein anderes Mittel übrig, Agnes mußte beichten, und gestehen, daß auf ihr und ihrer Muhme, Mechtild, Anstiften, unter dem Vorwande sie in ein Kloster zu bringen, Metta habe sollen umgebracht werden, daß sie aber entkommen sey, und daß man nun nicht wiße, wo sie sich befinde.

Wilhelm. Wie? — Morden wolltet ihr sie laßen? — O ihr abscheulichen Mörder!

Wichmann. Beruhige Dich!

Wilhelm. Ich, mich beruhigen?

Wichmann. Sie lebt ja noch.

Wilhelm. Aber wo? — Sie schmachtet vielleicht in Kummer und Elend. Und wenn sie noch lebt, so lebt sie doch ohne den Willen ihrer Feinde. — Wie soll ich ein Weib lieben, das die Mörderin eines unschuldigen Mädchens ist, auf deren Rechnung, ihre Todfeindin meine

Bettgenossin wurde. Ich fürchte ihren Dolch, für mich, und alles was ich liebe.

Herrmann. Wenn nun die Eifersucht Deiner Frau —

Wilhelm. Es ist schändlich, ein unschuldiges Mädchen zu morden!

Herrmann. Sie wurde ja nicht gemordet. —

Wilhelm. Das war der Wille des Himmels, aber die Barmherzigkeit ihrer Feinde, hatte keinen Antheil daran. — Ich kann mein Weib nicht wieder zu mir nehmen. Ich meide alle Gemeinschaft mit ihr, bis Metta wiedergefunden ist.

Wichmann. Und was willst Du thun, wenn sie wiedergefunden wird.

Wilhelm. Ich will sie und ihre trostlosen Eltern versorgen. Ich will suchen, das Unrecht zu vergüten, das ihr angethan wurde. — Wir alle sind Kinder Eines Vaters. Dürfen wir es wagen, unsere Arme gegen unsere wehrlosen Geschwister zu waffenen? Und ein Priester, ein Diener des Gottes der Sanftmut und

Ge=

Gerechtigkeit, kann die Gottlosigkeit so weit treiben, eine solche Unthat ausführen zu helfen? — Schafft mir den Bösewicht, daß ich ihn züchtige, oder ich verbrenne ihn in seinem eigenen Kloster.

Herrmann. Bruder! —

Wichmann. Vetter! sey klug. Du kennst die Rache der Geistlichkeit.

Wilhelm. Ich lache ihrer Rache. — Oehm! in Euerer Stadt wohnt der geistliche Mörder, liefert mir ihn aus —

Wichmann. Das darf ich nicht wagen.

Wilhelm. Nun gut! so erwartet, was ich thun werde.

Er sprach's, verlies den Saal mit grimmiger Gebehrde, warf sich auf sein Roß und flog in Begleitung dreier Knappen davon. — Die Grafen setzten ihm nach, aber sie trafen weder ihn, noch seine Spur.

Indessen hatte Fritz einen entscheidenden Sturm auf seine Haushälterin gewagt, war aber abermals abgeschlagen worden, und seine bisherige Güte verschwand gänzlich. Er gab ihr noch zwei Tage Bedenkzeit, versprach ihr viel Geld, und drohte ihr mit Gewalt, wenn sie sich ihm nicht ergeben würde.

Metta, machte sich eine Jagdpartie des Junkherrs zu nutze, und gieng den folgenden Tag auf und davon.

Einige Stunden war sie gegangen, als sie nahe bei einem Dorfe auf einen Reisigen sties, der unter einem Apfelbaume lag und sein Pferd grasen lies. Sie blieb stehen. Der Reisige richtete sich auf, faßte sie in die Augen, und sprang sogleich auf.

„Soll ich wirklich endlich finden, — schrie er, — was ich so lange vergebens schon gesucht habe?“

„Was sucht Ihr?“ fragte Metta mit bebender Stimme, zitternd am ganzen Leibe, wie Espenlaub.

„Ich

LB Coburg

„Ich suche das schöne Wallendorfer Müllermädchen, und ich glaube, ich habe sie gefunden!“

„Ach lieber Knapp! thut mir nichts zu leide. Ich bin ein armes, unglückliches Mädchen!“

„Bewahre mich Gott! daß ich Dir Leid anthun sollte. Da mußt Du mich nicht kennen. — Sag mir nur, ob ich meiner Sache ganz gewiß bin, und ob Du die schöne Metta aus Wallendorf bist. Ich habe Dich wohl einmal gesehen, als ich noch bei'm Junkherr von Bremsbach in Diensten war, aber das ist nun wohl schon sechs Jahre her, und — man kann sich irren.“

„Ich bin's. — Ich bin Metta.“

„Nun gut! — Ich bringe Dir einen freundlichen Gruß von Graf Wilhelm —“

„Wie? — Von Wilhelm in Kamburg?“

„Ich bin einer seiner ausgeschickten Kundschafter. Und es freut mich, daß ich so glücklich geweßen bin, Dich aufzuspühren. Das

trägt mir gewiß ein neues Wamms, und etliche Groschen ein.“

„Und Wilhelm, ist nicht tod?“

„Ich dachte gar!“

„Nicht krank?“

„Bewahre Gott! — Er sitzt in Kamburg und wartet auf unsere Zurückkunft. Ich und Görge und Jost, — wir sind alle ausgeschickt worden, das artige Mettchen aufzusuchen. Ich habe sie gefunden. — Komm Kind! setz Dich auf meinen Gaul und erzähle mir hübsch, wie Du daher gekommen bist. Es geht nun gerade auf Kamburg zu.“

Glücklich kam Metta mit ihrem Begleiter in Kamburg an. — Wilhelm war, wie wir wißen, nicht daselbst, und Agnes, befand sich zu Weimar.

P. Johann, der Gräfin Kaplan, nahm die Flüchtige gütig auf, und sendete sogleich einen Boten nach Weimar auf deßen Bericht,

die ganze gräfliche Familie nach Kamburg eilte.

Es wurde nun sogleich großer Rath gehalten.

P. Johann. Was ist nun mit dem Mädchen anzufangen?

Graf Wichmann. Beantwortet diese Frage selbst und zuerst, Herr Pater.

P. Johann. Ich stimme, für ein Kloster.

Wichmann. Das geht nicht! — In der ersten Wuth zündet mein Vetter das Kloster an, wenn wir sie nicht wieder heraus laßen. Und, sagen müßen wir ihm doch, wohin sie gekommen ist.

Agnes. Nur keine Gewalt wieder, sonst haben wir von des Grafen Wuth, alles zu fürchten.

Wichmann. Es würde sich auch nicht schicken.

Mechtild. Gebt der Dirne einen Mann, ein Stück Geld, und laßt sie laufen.

Wichmann. Das geht nicht so schnell. Mit Gewalt ist nichts gethan. Redet dem Mädchen zu, stellt ihr die Unerlaubtheit ihres Umganges mit dem Grafen lebhaft vor, droht ihr mit Himmel und Hölle, gebt ihr Geld, und beredet sie einen Mann zu nehmen. Dann, schafft sie fort, etwa nach Querfurt, oder sonst wohin, wo sie Aufsicht hat und meinem Vetter nicht zu nahe ist. — Sprecht mit ihr darüber.

P. Johann. Ja! ganz gut! — Aber — vor allen Dingen, müßen wir ihr doch erst ein wenig zusetzen, damit sie in der Angst desto eher nachgiebt.

Wichmann. Nun ja! — Bringt sie hieher.

P. Johann. Metta! — Ei, ei! — Noch so jung, und schon so böse. — O, du mein Gott! —

Metta. Böse? —

P. Johann. Wo hast Du denn die Teufelskünste gelernt?

Metta. Teufelskünste? — Ich kenne keine Teufelskünste. Ich habe keine gelernt.

P. Johann. Hexen und Zauberer, befiehlt der Herr, zu vertilgen, von der Welt.

Metta. Ich kann nicht zaubern. Ich bin keine Hexe.

P. Johann. Läugene nicht! — Wer läugenet, und dennoch schuldig ist, vergrössert seine Strafe.

Metta. Ich bin nicht schuldig. — Warum nennt Ihr mich eine Hexe?

P. Johann. O Du armes Mädchen! Schon so jung, eine Genossin des Teufels und seines Reichs! —

Metta. (weint.) Was wollt Ihr denn damit sagen?

P. Johann. Verstelle Dich nicht!

Metta. Ach! was denkt Ihr von mir? — Ich kann mich nicht verstellen, das weiß Gott!

P. Johann. Du bist verführt worden. — Sag, wer hat Dich in die Teufelskünste eingeweiht, die Du ausgeübt hast.

Metta. Ich habe keine Teufelskünste ausgeübt. Ich bin nicht eingeweiht. — Ich weiß gar nicht, was Ihr damit sagen wollt. — Wollt Ihr mich etwa auch ermorden lassen, wie Euer Ordensbruder, der heuchlerische P. Franz an mir armen Mädchen handeln wollte?

P. Johann. Still! und nicht gelästert!

Metta. Ich rede die Wahrheit. P. Franz hat —

P. Johann. Still, sage ich! P. Franz, ist ein frommer Mann, aber Du, bist eine Hexe, und hast den Tod schon längst verdient.

Metta. (ausser sich.) P. Franz, ist ein heuchlerischer Schalk, und ich, habe den Tod nicht verdient. Ich bin keine Hexe, und wer mir das nachredet, der ist ein schlechter Mensch! — Wär nur Graf Wilhelm hier!

P. Johann. Nicht wahr? Ja! auf den kannst Du Dich verlaßen. Den hast Du an dem Seile. — Wir wißen alles. — Du hast es ihm angethan. Du hast ihn behext und bezaubert. Du hast Unfrieden gebracht in sein eheliches Bett. Du hast einen Bund gemacht

mit

mit dem Teufel, ihm die Seele Graf Wilhelms zu überliefern.

Metta. Heilige Jungfrau! verstoß mich auf ewig! Heiliger Gott! verlaß mich in der Todesstunde, wenn ich das gethan habe. Laß mich hier versinken, wenn ich eine Dienerin des Teufels bin. (Eine starke Pause.) Glaubt Ihr mir noch nicht? — Ach! ich bin ein armes, elendes Müllermädchen, und Ihr seyd vornehme Leute; (weint.) da muß ich wohl Unrecht haben. — Wenn Ihr mir nicht glauben wollt, so will ich auf dem Anger bei allen Heiligen schwören. *)

P. Jo-

*) Es wurden in solchen Fällen, die Heiligen, das heist, ihre Bildnisse, aus den Kirchen von dem Schwörenden, auf den Schindanger getragen, nachdem sich derselbe vorher barfuß ausgezogen hatte. Die Heiligen, wurden auf ein seidenes Tuch gelegt, es brannten Kerzen, und nun, wurde der Schwur abgelegt. S. Bayer. Geogr. Ien. p. 318. Wenn daher, einer dem andern eine betheuerte Sache nicht glauben wollte, so pflegte der andere sprichwörtlich zu sagen: „ich will Dir nicht alle Heiligen hertragen.“ S. Avemanns Burggräfl. Kirchb. Hist. S. 60. — In

gewißen

P. Johann. Du bist also wirklich unschuldig?

Metta. Ach ja!

P. Johann. Wir wollen gleich eine Probe machen, um zu erfahren, ob Du die Wahrheit redest. — Wir wollen Dich an einen artigen, jungen Pursch nach Querfurt verheurathen.

Metta. Bringt mich lieber wieder zu meinem Vater und zu meiner Mutter nach Wallendorf. Hinterlistig hat mich der P. Franz aus dem Hause meiner guten Eltern gestohlen.

P. Jo-

gewißen Gegenden von Thüringen, (um Weimar, Jena, Kamburg ꝛc. herum besonders,) war dieser uralte Schwurgebrauch gar sehr in Ansehen und dauerte in spätere Jahrhunderte fort. In der Gegend um und bei Jena, (in Brießnitz, Burgau ꝛc.) wurde dieser solenne Gerichtsbrauch noch im XVI. Jahrhundert gefunden, und erst im Jahr 1529. von dem Kurfürst Johann Friedrich, daselbst abgeschafft. Beyer Archit. Ien. p. 252. Der Schwur zu dem sich also Metta hier erbot, war von solcher Wichtigkeit, daß sie durch deßen Anerbieten, allerdings alle Zweifel zu vertilgen glauben konnte.

P. Johann. Still! — Wir fragen Dich, ob Du Dich verheurathen willst.

Metta. Wenn ich heurathen soll, so muß ich meinen Bräutigam erst kennen lernen. Ich muß wißen, ob er mir gefallen kann, oder nicht.

P. Johann. Mädchen! Deine Widerspenstigkeit, geht zu weit. — Mißbrauche unsere Geduld nicht.

Metta. Gar nicht. Bringt mich nur zu meinen armen Eltern zurück. Wir wollen für Euch beten.

Der Thurmwächter gab das Zeichen, und kurz darauf, trat der Rüstmeister ein.

Wichmann. Was giebt es?

Rüstmeister. Sonderbarer Schnak!

Wichmann. Vor der Burg hält —

P. Johann. Graf Wilhelm?

Rüstmeister. Ach nein! ganz ein anderer Gesell, dem wir die Thore wohl nicht öffenen werden. Der Gauner Ipsbiel, der sein Wesen in den Ilm Forsten treibt.

Wichmann. Was will er?

Rüstmeister. Er glaubt unser Graf sey daheim, und begann, als ich nach seinem Begehren von der Burgzinne fragte, zu mir hinauf. „Sag Deinem Herrn, Ipsbiel sey gekommen mit seinen Schaaren und habe sich vor dem Flecken Kamburg gelagert. Er fordere eine Dirne zurück, die der Graf ehemals dem Mühlpurschen Niklas zu Wallendorf geraubt habe. Man habe diesen ehrlichen Jungen gewaltsam nach Franken geschaft, wozu man kein Recht gehabt. Die Stunde der Rache sey gekommen. Giebt er das Müllermädchen Metta nicht heraus, so steht um die Vesperzeit sein Flecken im Brande. So lange, hat er Zeit, sich zu bedenken."

Herrmann. Was? Der Bube will einem Grafen trotzen? — Laßt die Knechte aufsitzen. Ich will hinaus und will dem Schurken und seiner Bande die Knochen mürbe klopfen, daß sie an mich denken sollen.

P. Johann. Gemach Herr Graf! — Welche Ehre denkt Ihr gegen Räuber und Gauner zu erkämpfen?

Herr-

Herrmann. Würde mein Bruder, wenn er hier wär, anders handeln? Er muß das Eigenthum seiner Unterthanen beschützen.

P. Johann. Kein Haus darf in Flammen aufgehen.

Herrmann. Nun? — Und also —

P. Johann. Also, liefert der Schaar die Urheberin des Unglücks aus, und die Kamburger, verlieren keinen Heller.

Metta. Ach Herr Graf! thut das nicht, an mir armen Mädchen. Ich müßte in Verzweiflung sterben.

P. Johann. Sollen Deinetwegen sich die Leute die Hälse brechen, als wärst Du eine vornehme Edelfrau?

Herrmann. Sagt, was Ihr wollt! Ipsbiel hat meinem Bruder getrotzt, und das, kann ihm nicht ungeahndet hingehen. Wird der Bube nicht gezüchtiget, dieser Mordbrenner und Kirchendieb, so wird er keck und vermißt sich in Zukunft mehrerer Anforderungen mit frecher

Stirn. — Ich vertheidige die Rechte unsers Standtes und Geschlechts.

Wichmann. Vetter! Dein Zorn ist gerecht. Der Bube darf es nicht wagen einem Grafen zu drohen. — Gebt mir meine Rüstung. — Die Knappen sollen sich rüsten.

p. Johann. Wenn der Pocher auch ein Räuber ist, so fordert er aber doch nur sein Recht. Laßt ihm das werden. — Gebt ihm das Mädchen hinaus, und laßt ihn laufen. — Kommt er ohne Ursach wieder, so züchtiget ihn alsdann weidlich. Jetzt, habt Ihr dazu keinen Beruf.

Wichmann. Bitten kann er, aber drohen darf er nicht.

Ein Knappe. (kömmt eilig herein.) Edele Herren! — Unten vor dem Flecken, giebt's Getümmel. Die Gauner müßen mit den Einwohnern handgemein geworden seyn. — Es ist eine Rüstung mitten drunter. Der Helmbusch, ist schwarz und gelb.

Herrmann. Das kann Bruder Wilhelm seyn! — Auf! zu Rosse! —

Sie stürtzten hinaus. Die Knechte saßen auf. Der Troß verlies das Schloß, und sprengte bergab. Die Grafen voran.

Agnes. Metta! Du bereitest mir viel Kummer.

Metta. Das ist mein Wille nicht, edle Frau!

Agnes. Du ziehst meinen Gemal von mir ab.

Metta. Das habe ich nicht gethan. — Laßt mich heim zu meinen Eltern ziehen. Meine Gegenwart, soll Euch keinen Kummer machen. — Seyd nicht grausam gegen mich. Den Tod verdiene ich nicht. Laßt mich leben, still und einsam für mich.

Agnes. Versprichst Du mir, den Grafen, meinen Gemal, nicht wieder zu sehen?

Metta. So viel an mir liegt, — will ich Euch das versprechen. Ich will keinen Umgang mit ihm haben.

Agnes. Gut! — Ich will Dich sicher nach Wallendorf geleiten lassen. Nur, halte Dich dort verborgen, so gut du kannst.

Der Gräfin bangte vor Wilhelms naher Zurückkunft. Sie hielt Wort, und lies sogleich durch zwei, ihrer Leute, ihre gefährliche Nebenbuhlerin fortschaffen, und diese, kam zu großem Erstaunen und zur höchsten Freude ihrer bekümmerten Eltern, den folgenden Tag, glücklich in ihrem stillen Dörfchen wieder an.

Wir wollen uns nun nach Graf Wilhelm umsehen.

Dieser war lange umhergestreift, etwas von Merta zu erfahren. Es war ihm aber nicht geglückt. — Jetzt, war er wieder auf dem Wege nach seiner Burg und sties vor Kamburg auf Jpsbiels Trupp. Niklas erkannte ihn gleich und stürtzte mit den Worten auf ihn los:

„Adelicher Räuber! Gieb mir meine Metta zurück. Ich bin Niklas, der Wallendorfer Mühl-

Mühlpursch und fordere meine Braut von Dir. Lieferst Du mir sie nicht aus, so bist Du verloren, und Kamburg, geht in Flammen auf."

„Kannst Du mir sagen, — erwiederte Wilhelm; — wo Metta ist, so schenke ich Dir 30 Goldgülden, und Deinen Rumpf dazu, der an den Galgen gehört."

„Spitzbube! der Du selbst bist!" schrie der ganze Trupp, wie aus Einer Kehle.

Sogleich schloß Wilhelm, hoch ergrimmt sein Visir, und stürtzte mit gesenkter Lanze unter den Troß hinein. Seine Knappen mit blanken Wehren ihm nach, und es kam zu einem ernstlichen Gefechte. Etliche Einwohner standen nahe dabei und hatten des Trupps freche Reden gehört. Sie holten eilig ihre Spieße herbei und kamen ihrem Herrn zu Hülfe.

Der Streit war allgemein, als Wichmann und Herrmann mit ihren Leuten aus der Burg kamen, die Niederlage des Diebsgesindels vollkommen zu machen.

Von mehr als 90 Mann, entkamen kaum zehne den Schwerdtern der Reisigen und Rit-

ter. Ipsbiel und Niklas blieben mit gespaltenen Köpfen auf dem Wahlplatze liegen. Von den Knechten der Grafen, blieb nur einer tod, und einige, waren leicht verwundet.

Die Sieger zogen unter dem Jubelgeschrei der Kamburger, in die Burg ein.

Kaum hatten die Ritter sich entwappnet, als ein Knappe einen Ritter und Pfaffen, nebst zwei Knechten anmeldete, welche Einlaß begehrten. — Sie erhielten Erlaubniß und kamen in das Schloß.

Wilhelm. Was ist Euer Begehr?

Pfaffe. Mich, seinen Kaplan, und diesen Ritter, seinen Marschalk, sendet Graf Benno von Querfurt, mit seinem Gruße, an Euch.

Wilhelm. Danke! — Seyd willkommen! —

Pfaffe. Er hat vernommen, daß Zwistigkeiten zwischen Euch und Euerer Gemalin, seiner Schwester, obwalten, die wohl schwerlich

beigelegt werden können. Er hat sich daher an den Erzbischoff und Bischoff gewendet, und diese haben mit päbstlicher Genehmhaltung, Euere Ehe, ob allzunaher Verwandschaft, getrennt.

Agnes. Getrennt?

Wilhelm. Wirklich getrennt?

Pfaffe. Hier, leset die Konfirmation und den Scheidebrief.

Wilhelm. Ich kann nicht lesen, aber ich glaube Euch auf's Wort. Ihr seyd ein ehrlicher Mann, ein Gelehrter, der das alles besser weiß, als ich es wißen kann.

Pfaffe. Nun gut! — Graf Benno, bittet um Wiedergabe der Schlösser die seine Schwester Euch zugebracht hat.

Wilhelm. Sie soll sie haben. — Ich gebe ihr auch noch 100 Goldgülden dazu.

Pfaffe. Versteht sich! — Ihr dürft euch beiderseits wieder vermälen.

Wilhelm. Desto besser! — Sieh, Agnes! so sind wir beide zufrieden gestellt, und scheiden

einig von einander. — Werde Du eine Fürstin, und mir, wird's baß in meinem stillen Rothenstein, auf meinen Felsen und unter meinen Felsen gefallen. — Der Bund ist gelöset. Hier ist Dein Ring zurück, und hier, der Kuß der Trennung. — Leb wohl! — Zieh, so bald Du willst, fort. Ich gebe Dir ein stattliches Geleite mit, und das Geld, will ich sogleich vom Abte zu Bürgel leihen, damit Du nicht aufgehalten wirst. — Oehm! Kamburg —

Wichmann — muß ich nun zurücknehmen, lieber Vetter. Du weißt —

Wilhelm. Ja doch! — Meine paar Dörfer, meine Mühle zu Orlamünde, mein Rothenstein, und —

Agnes. (spöttisch.) Müllerfreuden!

Wilhelm. Ruhe, und Zufriedenheit, wenn auch bei Wenigem, mehr verlange ich nicht. — Agnes, werde im Getümmel der Welt glücklich. Ich will suchen, im Stillen glücklich zu werden. Ich habe die Höfe der größten Fürsten in Deutschland und Welschland besucht, ich habe allen Lustbarkeiten der Hoflager beigewohnt,

wohnt, *) ich kenne alle die Herrlichkeiten und Freuden der vornehmen Welt, — und ich laße sie ihren Besitzern, ohne Neid und ohne Sehnsucht. Welschlands marmorne Palläste, Deutschlands Kaiserliche Pfalzen, die Thäler am Po und an der Elbe, ich habe sie alle gesehen, aber mein Rothenstein und seine Gegend, vertausche ich nicht dafür. — Knappen! sattelt morgen früh mit Tagesanbruch. Rüstmeister! packe die Rüstkammer zusammen. Morgen, will ich die Sonne auf dem Wege nach Rothenstein aufgehen sehen.

Wirklich war Wilhelm in Rothenstein, ehe Agnes von Kamburg abgereiset war; und kaum war sie auf dem Wege nach Querfurt, so trabte er nach Wallendorf, wo, wie er erfahren hatte, sein Liebchen wieder war.

Sie hielt sich versteckt, und die Eltern, verläugneten sie aus Furcht.

*) R. G. d. Vorz. IV. B. S. 282.

Wilhelm gieng nicht ab, und verlangte sie zu sehen und zu sprechen.

Zugleich, brachte er einen Schenkungsbrief mit, in welchem er dem Müller Martin und seiner Tochter Metta, auf Erblehn, die Mühle zu Orlamünde schenkte.

Dieser Schenkungsbrief machte großen Eindruck auf die Alten. Wilhelm erzählte, seine Trennung von seiner Gemalin, und — Metta kam endlich zum Vorschein.

Jetzt, thaten sie sich keinen Zwang an, und ließen ihren Empfindungen freien Lauf. — Es wurde gar vielerlei gekost, und der Müller tischte wohlauf.

Den folgenden Tag, gieng Metta mit dem Grafen nach Rothenstein, und einige Zeit darauf, zog Müller Martin in seine geschenkte Mühle.

Wilhelm und Metta lebten in Rothenstein sehr vergnügt mit und bei einander.

Besuch war eine seltene Sache bei ihnen, aber Glück und Zufriedenheit, waren ihre beständigen Tischgenossen. Ruhe und Genügsamkeit, würtzten ihre Mahle zu Königsmahlen und füllten ihre Becher mit Nektar. Friede wohnte in ihrer Burg, und stille Ruhe deckte ihr Schloß.

Zuweilen ritt der Graf nach Orlamünde, zum Müller Martin, aber sonst, kam er übrigens, wenn er nicht etwa nach Erfurt ritt, für Metta einen Jahrmarkt zu kaufen, wenig aus dem Schlosse und aus seinen Fluren.

Doch dauerte diese Glückseligkeit nicht länger, als vier Jahre. Da kam eine böse Seuche, damals die Pest genannt, *) und riß den Grafen von der Seite seiner geliebten Metta. Die treuste Liebeshand, die Hand seiner Metta, drückte ihm die Augen zu. Die reinste Liebe weinte bei seinem Grabe. Er starb christlich und sanft in den Armen des Liebsten was er auf Erden hatte.

Metta

*) S. Hahns Gottes Hand und Geissel rc. Leipz. 1681. S. 61.

Metta übergab ihre Kinder ihren Eltern zur Erziehung, und gieng als Büßerin, man weiß nicht in welches, glaubt aber in das Nonnenkloster zu Eisenberg, zum Heil. Kreutz, wo sie ein sehr strenges und gottseliges Leben führte, und ihrem Geliebten, bald in eine bessere Welt nachfolgte.

II.

Ritter Ewald.

Albrecht, ein Sohn des wackern Ritters, Graf Heinrich von Orlamünde, deßen Mannlichkeit berühmt, bekannt und zu Ende des XI. Jahrhunderts hochbelobt war, rüstete sich eben zu seinem Kriegszuge, welchen er nebst andern Rittern und Herren gegen die Ungläubigen in Preussen unternahm, und sammelte seine und seines Vaters Vasallen in Thüringen *) nebst

ihren

*) Ausser den nachherigen Besitzungen am Fichtelberge in Franken, und im Voigtlande, hatten die Grafen von Orlamünde und Weimar, auch viele Vasallen und Plätze in Thüringen, als da waren unter andern, die Oerter: Olbersleben, die Vogtei Brembach, Buffart, Tromlitz, Drößig, Kahla, Eberstadt, Hardisleben, Heßler, Hummelshain, Jena, Köttendorf, Magdala, Lösenitz. Mattstadt, Mellingen, Kloster Memmeleben, Neustadt, Orlamünde, Teutleben, Tonndorf, Verka, Schanerforst, Vippach, Weimar,

Wena

ihren Knechten und Reisigen zu diesem Zuge, welche aufgeboten, und zur Ausfahrt auf einen bestimmten Tag nach Weimar beschieden waren, von wannen der Zug weiter und nach dem Orte der Bestimmung abgehen sollte.

Schon nahte sich der Tag des Abzugs und die Vasallen erschienen wohlgerüstet mit ihren Reisigen und Knechten an dem angegebenen und bestimmten Orte.

Auf der Burg Hornstein *) wurde indessen, bis zu völligem Abzuge wohlgeschmaußt und gezecht und die Sorgen der Trennung und des Abschieds wurden in die gefüllten Pokäle ver-

Wendelstein, Wiehe, Willerstädt, Zimmern, 2c. u. a. m. S. unter andern, Melisantes Beschreib. von Bergschlössern 2c. Frankf. und Leipz. 1721. S. 574.

*) Ein altes über Weimar auf einem Berge die Alteburg genannt, damals gelegenes Schloß, die Residenz und Pfalz der Grafen von Orlamünde und Weimar. — S. Wettens Nachr. von Weimar. 1737. S. 18. — In dem IV. Bande S. 283. dieser Romant. Gesch. der Vorzeit, steht Hornburg, statt Hornstein, durch einen Druckfehler.

versenkt, denn der Graf hatte zu diesem Behufe, einige Fuder Wein von Kunitz und Jena aus seinen Vorrathskellern nach Weimar schaffen laßen und Herren und Knechte waren nicht müssig die Boden der Fässer sobald als möglich, zu erblicken.

Zwei Tage vor der Abreise, gewahrte man, als eben die Mittagstafel aufgehoben wurde, einen Gewappneten, der von einem Knechte begleitet, auf die Burg zu ritt, in dem Burghofe ringfertig *) von seinem Rosse abstieg, und in das Schloß eilte.

Des alten Grafen Truchseß führte den Fremden in den Saal, wo die Ritter versammelt waren, und dieser, stellte sich nach abgelegtem Reverenz selbst also vor:

„Viel Glück und Freude edle Ritter und Herren! — Laßt euch nicht befremden, daß ich so gerade zu mich hier selbst einführe, ich bin ein Feind vieler Umstände und gehe immer gern frisch

*) ringfertig — geschickt, gewandt, rasch.

frisch drauf los, sey's bei Besuchen, oder bei Gefechten. — Hört also, warum ich komme. — Ich vernahm, Graf Albrecht werde mit seinen Freunden und Lehnsmännern Antheil an dem Zuge nach Preussen nehmen. Dahin, möchte ich denn wohl auch mit ziehen, und komme deshalb ihm meine Dienste anzubieten und mich unter sein Fähnlein zu stellen."

Albrecht. Seyd willkommen! — Es wird mir sehr lieb und erfreulich seyn, Euch unter mein Fähnlein aufzunehmen und bei mir zu sehen. — Laßt mir aber doch wissen, wer Ihr seyd? wie man Euch nennt? und woher Ihr kommt?

Ewald. Ich komme aus Schwaben, und bin Ritter, wie Ihr seht. *) Graf Urach schlug mich nach einem harten Strauße mit dem Grafen von Achalm vor einem halben Jahre dazu. Ewald ist mein Vorname, und mein Geschlecht ist bekannt. Ich bin ein Rechenberger. In meiner Gegend, wo ich daheim bin, nennt man mich

*) Nemlich an seinen goldenen Sporen die er, als Zeichen seiner Ritterwürde trug.

mich gemeinhin: Ritter Ewald. — Mein Vater hat sich von den Pfaffen den Kopf verrücken laßen, die schmaußen und leben auf seine Unkosten, geben ihm Versicherung über Versicherung auf seines und seiner Ahnherrn ewige Seligkeit, leeren darauf ein Karitäts Becherchen *) um das andere, leben hoch auf die Versicherung eines Labsaals für die armen Verstorbenen, **) und schwatzen dem leichtgläubigen Alten seine Weinberge ab und das Geld aus

*) Poculum charitatis, in den goldenen Zeiten der Klerisei auch schlechtweg Charitas, oder Charitas vini genannt. Dieses Becherchen wurde bei Schmaussereien an Jahrstagen der Wohlthäter einer Kirche, von den geistlichen Herren fein fleißig und con amore geleert.

**) In einer Akte der Abtei Quedlinburg wird wirklich versichert, daß die Verstorbenen durch die Schmaußerejen der Mönche recht gelabt und erquickt würden. (Plenius inde recreantur mortui.) Man kann sich wohl einbilden, daß die Mönche weidlich drauf los tranken, um die Toden nicht Noth leiden zu laßen; denn die armen Seelen lagen ihnen viel zu sehr am Herzen." — S. Flögels Gesch. des Groteskekomischen. S. 192.

dem Seckel, so lange, bis er selbst nicht viel mehr haben wird. — Das mochte ich nun nicht leiden, und schimpfirte darob baß auf die geistlichen Beutelschneider, und goß damit, — wie Ihr leicht denken könnt, — nicht Oel in ihre unersättlichen Lämpchen, sondern in's Feuer. Besonders nahm's der Abt sehr übel, daß ich mich über seine Liebesgeschichtchen zu weit heraus lies, und sann auf Rache und Verderben gegen mich. Bei meinem Wappen! werde ich Herr und Besitzer meiner väterlichen Burg, ich will ihm einen Streich spielen, daß ihm der Liebeskützel auf ewig vergehen soll. *) Der saubere

*) Wenn die Fürsten und Herren damaliger Zeit, auf eine solche Strafe dachten, wie hier Ewald zu meinen scheint, so kam die Ausübung derselben ein wenig faustdick. Hier ist unter vielen Beispielen dieser Art, nur eins. — Im Jahr 1219. lies Herzog Heinrich der Fette (Askanischen Stammes,) den Abt Gernrode zu Nienburg wegen einer unerlaubten Vertraulichkeit mit der damaligen Aebtissin von Quedlinburg, nachdem er ihn darüber hart zur Rede gesetzt hatte, blenden und entmannen. Deshalb wurde er aber auch sogleich vom Bischoffe zu Magdeburg in den Bann gethan, und mußte zu Rom selbst i. J. 1235. Abso=

bere Vogel hat mir einmal ein Mägdlein vor'm Munde weggefischt. — Das möchte ihm nun vergeben seyn, denn die Mädchen sind nicht rarer, als die Pfaffen, aber daß er mich um meines Vaters Gunst gebracht hat, das, ist ihm nicht vergeben. — Er trieb's gar fein und heimlich, und brachte es endlich dahin, daß mein Vater mich sehr hart anlies. — Ich wollte dem alten Manne kein Leid bringen, sattelte mein Roß, ritt in die Welt hinein, und komme zu Euch. Warum? das wißt Ihr nun. — Ich will also mit gegen die Preussen fechten.

Albrecht. Nochmals, willkommen! — Ich hoffe, an Euch, einen wackern Kämper zu finden.

Ewald. Das sollt Ihr sehen. — Viele Worte, mache ich, wie gesagt nicht, aber zuschlagen kann ich, trotz einem in der Welt. — — Gebt mir die Hände, ihr edlen Thüringer. Wir wollen das Heidenpack wacker zusammen

Absolution vom Papste holen. — S. Melissantes Beschreib. von Bergschl. S. 151.

hauen, bis sie sich bekehren, und eben so gute Christen werden, wie wir sind.

Die Becher giengen herum, und der Freundschaftsbund, wurde geschlossen.

Albrecht und seine Gefährten zogen hierauf am blauen Ostertage *) aus, stießen nach und nach zu den andern Kriegsgefährten, und kamen nach Preussen, wo sie für sich und ihre Schwerdter Arbeit genug fanden.

Ritter Ewald hielt sich in allen Gefechten wacker und wohl und kam siegreich und mit heiler Haut, immer davon, bis er sich einmal in der Hitze des Gefechts zu tief unter die Feinde wagte, von den Seinigen abgeschnitten, umringt,

*) Der Plue, auch Blue Ostertag, d. i. der Palm Sonntag; weil an diesem Tage die Kirchen blau, (violet,) so wie die Altäre, bekleidet waren. — S. Haltausii Calendar. Germanic. Lipsiae. 1729. p. 78. Sonst auch genennt: Pascha floridum; Ballnsonntag; 2c.

ringt, von dem Schlage einer Streitkolbe hartgetroffen, betäubt zu Boden von dem Rosse gestürtzt, und gefangen genommen wurde.

Als er wieder zu sich kam, sah er sich auf einen Klepper gebunden, und von einem Trupp drohender Heiden umgeben die ihn über eine lange Steppe nach einem halbverfallenem Kastell brachten, wo sie Halt machten, ihn daselbst einzuquartieren.

„Holla! Mutter Trutta! mach' auf; — schrie der eine seiner Begleiter. — Hier bringen wir einen Gefangenen, feist und wacker, der dir wohl behagen wird."

Da öffnete sich ein kleines Thürchen und ein altes, krummes Mütterchen, mit klapperdürren Händen und wackelnden Kinnladen, kroch auf eine Krücke gestützt, an die freie Luft.

„Willkommen, Mutter Trutta!" jauchzte ihr die Schaar entgegen, und die zahnlose Alte erwiederte ihren Gruß mit einem abscheulichen Gelächter.

„Habt ihr — begann sie; — endlich doch einmal einen Vogel gefangen?"

„Wie Du siehst. — Wir bringen ihn Dir."

„Ein schmuckerer Pursch!"

„Ein weidlicher Fras für deinen Geist."

„Wohl wahr! — Er soll schon bluten, der Vogel, bis er sich verblutet hat. — Werft ihn nur indessen in den Keller. Morgen, wollen wir ihn abschlachten, wenn's dienlich ist."

Daß es unserm Ritter bei sogestalteter Sache nicht wohl zu Mute war, kann man leicht denken. Die Erklärung der alten Hexe über sein Schicksal, fuhr ihm fast stärker durch Mark und Gebeine, als selbst das Donnerwort: „Geh mir aus den Augen!" aus seines Vaters Munde; und gewiß, hätte er sich lieber selbst in der Gewalt seines Feindes des Abts, als in den Händen und in der Macht der triefäugichten Zauberin befunden, die das wahre, leibhaftige Konterfei der Hexe zu Endor, ihrer Ur-Ahnen-Mutter, war.

Ohne weitere Umstände wurde Ewald nun von seinem Klepper herabgerissen und in einen Keller geworfen, wo man ihn seinen Betrach-

tungen

tungen überlies, die eben damals nicht gar zu erbaulich waren.

„Bei Gott! — seufzte er; — es ist dennoch besser so gar in die Hände der Pfaffen, als in die, einer alten Hexe, zu fallen!"

Einige Zeit darauf, knarrte die Thür seines Kerkers auf, und es trat ein großes, starkes, weiß gekleidetes Weib herein. Ihre schwarzen Haare flogen um ihren Nacken, sie trug eine brennende Fackel in der rechten Hand, und unterm linken Arme, einen Krug mit Wasser auf welchem ein kleines Brod lag.

„Hier bringe ich Dir Speiße und Trank, Fremdling!" sagte sie, setzte den Krug auf die Erde und blickte ihn mit ihren großen, pechschwarzen, feurigen Augen so starr an, als suchte sie für ihre Dolchblicke Weg zu seiner Brust.

„Ich danke Dir, schöne Frau!" — seufzte der Ritter.

„Kömmst Du nicht aus Pohlen?“

„Nein! Ich komme nicht aus Pohlen. — Ich bin ein deutscher Ritter.“

„Du bist ein feister Pursch.“

„Ich verdiene, glaube ich, wohl eher das Mitleid als den Spott einer schönen Frau, die ich nicht beleidigt habe.“

„Schön nennst Du mich?“

Weil ich fühle und überzeugt bin, daß Du es bist. — Doch, was kann Dir daran liegen ob ein armer Gefangener Dich schön findet, oder nicht? — Uebrigens, bin ich, wie ich gehört habe, dem Tode so nahe, daß ich an andere Dinge als an schöne Weiber zu denken habe. Was hilft dem das Anschauen schöner Früchte, der sie nicht brechen darf? Für den blühen keine Blumen, der seinen Geruch verläugnen muß!“

„Darauf, kann ich Dir jetzt nicht antworten, aber diese Nacht noch, werde ich Dich wieder sprechen.“

Sie gieng, und Ewald fiel hungerig und durstig über sein kärgliches Abendbrod mit viel Appetit her, trotz seiner traurigen Lage.

Ob er gleich nicht wußte, wer die amazonenhafte Grazie war die ihm einen Nacht-Besuch angekündigt hatte, so merkte er doch, daß sie ein Weib war, daß er in seinem Gespräch mit ihr, eine Seite berührt hatte, deren Ton allen Weibern auf Erden angenehm ist, und beschloß deshalb, bei ihrer Wiederkunft, in der angefangenen Melodie, fortzufahren. Ja, er gab sogar dem schmeichelhaften Gedanken Raum ihr nach und nach thätige Theilnahme an seinem Schicksal abzuzwingen, sollte es auch mit der größten Resignation auf Delikatesse und auf Unkosten seines Gefühls und seiner Ueberzeugung, geschehen. — Und deshalb, war er wohl gar nicht zu verdenken, denn die Todesfurcht bringt wohl oft weit sonderbarere Entschließungen auf Unkosten einer bessern Ueberzeugung hervor, als der Entschluß war, einem Weibe Artigkeiten zu sagen, die trotz ihrem wilden Ansehen, dennoch weder häßlich noch ein

anderes Ungeheuer war, als wohl oft die kultivirtesten und schönsten Weiber zu seyn pflegen, wenn es ihnen einfällt den Männern den Kopf warm und das Herz kalt zu machen. Noch dazu, vertrat hier und jetzt, die Angelegenheit der Not die Sache des Geschmacks, und folglich, war hierbei nicht viel zu überlegen.

Die Schöne mit den Farrenaugen hielt Wort und kam gegen Mitternacht wieder zu dem Ritter. Ein Beweiß für oder gegen ihre Delikatesse, wie man nun das nehmen will.

Sie kam auch, so wenig als jene wohlbekannte Königin aus Saba zu dem weisen Könige in Jerusalem, nicht mit leeren Händen und Herzen und brachte unserm Ritter einen Honigkuchen und einen Becher Meth mit.

Sie. Hier bin ich wieder, wie ich versprochen habe.

Er. O! schöne Frau! wie rührt mich diese Deine Freundlichkeit und Huld! — Wie kann ich Dir all das verdanken?

Sie.

Sie. Trink, iß, und laß Dir's wohlschmecken. — Ich werde mich freuen, wenn es Dir schmeckt.

Er. Womit habe ich diese Güte verdient? — Nenne mir Deinen Namen, edles Weib, daß ich tausend und aber tausendmal dankbar, die kurze Zeit die ich noch zu leben habe, ihn nennen kann.

Sie. Ich heiße Lulith. — Wie nennst Du Dich?

Er. Ewald, schöne Lulith. — Gewiß! Du bist der edelsten Töchter dieses Landes eine. Wohl gar die Besitzerin dieses Schlosses? die Beherrscherin dieses Landes?

Sie. Weder diese, noch jene. — Ich bin eine Priesterin des Haines; eine Dienerin des Geistes Zernebock dessen Oberpriesterin und geweihte Wahrsagerin Frau Trutta meine Gebieterin ist. Durch ihren Mund gehen seine Befehle und Gebote zu seinen Dienern aus. Ihre Sprüche sind heilig, und ihre Macht und ihr Ansehen unter dem Volke ist gros. — Aus den Eingeweiden der geschlachteten Gefangenen

wahr=

wahrsagt sie, und in den zuckenden Herzen liest sie die Begebenheiten der Zukunft. Ohne Belehrung und Rath geht niemand von ihr.

Er. Und zu einem solchen weisagenden Schlachtopfer bin also ich auch bestimmt?

Sie. So ist es.

Er. O! so töde Du mich, schöne Lulith. Von Deinen Händen, muß selbst der Tod süß seyn.

Sie. Guter Ewald — Dich, könnte ich nicht töden.

Er. Und warum eben mich nicht?

Sie. Weil ich — Das weiß ich selbst nicht!

Er. Du bist unverheurathet?

Sie. Unverheurathet.

Er. Liebst Du keinen Mann?

Sie. — Ich will — (zieht ein Messer aus dem Gürtel.)

Er. (erschrickt.) Lulith! was willst Du thun?

Sie. (lächelt.) Morden, will ich Dich gewiß nicht. Deine Banden will ich zerschneiden. — Ich kann Dich nicht gebunden vor mir sehen, da ich Dich nicht selbst gebunden habe. (zerschneidet die Stricke.) — Sag mir doch, wie es kömmt, daß ich mich Deiner so thätig annehme, da ich wohl schon hundert Gefangene kaum angesehen habe?

Er. Frag Dein Herz darum. Und frag das meinige, warum es dem Deinigen entgegen klopft, so feurig, ach! so feurig — (springt auf und schließt sie in seine Arme.) O Lulith!

Sie. Ewald! — Ach! unsere Herzen klopfen so heftig, so hörbar —

Er. (küßt sie.) Schöne Lulith! rette mich.

Sie. Retten? — Dich? — (rasch.) Bei meinem Athem! Das will ich. — Ja! ich will Dich retten. Aber, schwören mußt Du mir, bei dem Geiste dem ich diene, mich zu lieben, und mich nie zu verlassen.

Er. Wie könnt' ich Dich verlaßen? Dich, meine Retterin? meine Geliebte? mein Alles?

Sie. Bei Zernebocks unendlicher Kraft! ich rette Dich, ich liebe Dich. — Ich will mit

Dir entfliehen. Diese Nacht noch, wollen wir entfliehen, denn vielleicht morgen schon würdest Du das blutende Opfer eines rathfragenden Kriegsobersten und ich könnte Dich dann nicht mehr retten. Vielleicht müßte ich Dir selbst das Herz aus der blutenden Brust reissen, das zuckende, klopfende Herz, das ich in Dir so lieb gewonnen habe. — Ich kenne alle Schlupfwinkel dieser Gegend. Ich gehe mit Dir bis in das Lager Deiner Kammeraden. Aber, wenn Du mich verlassen könntest, wenn Du so treulos wärst —

Er. Fürchte nichts! — Ich liebe Dich! —

Sie. In tiefen Schlaf liegt alles begraben, was athmet in dieser Burg. Schwörst Du mir bei Zernebocks Bildniß: mich nie zu verlaßen, oder Dich seinem verfolgendem Geiste zu eigen zu geben, so gehe ich mit Dir, wohin Du willst, so folge ich Dir, wohin Du mich führst.

Er. So sey es! —

Sie. Nun komm! — Sey still, und fürchte nichts.

Lulith.

Lulith führte den Ritter durch viele dunkele Gänge aus der Rabenburg hinaus in's Freie, in einen Hain, in welchem in einer Art von Grotte das Bildniß des Abgottes Zernebock in einer unförmlichen, abscheulichen Gestalt stand, und hier, schwur er ihr zu: „sie nie zu verlassen oder sich seinem verfolgenden Geiste zu eigen zu geben.“

Der Tag brach an und eine, der verliebten Priesterin bekannte Berghöle, nahm sie auf. — Hier, auf einem dürftigen Lager von halbverfaulten Schilf und Stroh, überlies sich das zärtliche Paar, (Lulith mehr, als Ewald,) seinen Gefühlen ohne Zurückhaltung und so mit, wurde bey aufgehender Sonne, eine glückliche Brautnacht gefeiert.

Was hierüber nun ungefähr zu sagen wär, gehört ganz in das Kapitel von der Verliebtheit und Delikatesse einer wilden Schönen, aus dem Zeitalter einer Kamilla oder Attalanta. Lulith, wär mit der jetzigen Lage der Sache zufrieden, und es gieng dieser gutherzigen Priesterin um kein Haar besser, als ehemals der

entzündeten Königin von Karthago, da sie ein Donnerwetter mit dem Troier Aeneas in eine Grotte zusammen warf. Wie davon der Dichter singt: *)

„Didoni dieser tage wardt
Der erst jres leides auff der fart,
Vnd all jrs vnfalls anfang,
Das sie keine sach nit hinder zwang,
Jr lob, jr zucht, vnd all jr ehr,
Daran gedacht Dido nit mehr,
Vnd trůg jr lieb nit heimelich.
Sie nants ein Ehe doselbs geleich.
Vnd wollt mit dem ehrlichen namen
Jr schuld bedecken sich zuschamen.“

Der Tag verfloß bei einem kärglichen Male in desto reicherer Zärtlichkeits Spende, und als der Abend kam, machten sie sich wieder auf den Weg.

Sie giengen die ganze Nacht durch, kamen, als der Himmel wieder graute abermals zu einer

*) Virgil, nach einer alten Uebersetzung, welche folgenden Titel führt: „Virgilij Maronis dreyzehn Bücher von dem tewren Helden Enea, was der zu Wasser vnd Land bestanden. Gedruckt zu Frankfurt am Main. 1559.“

ner Höle, welche ein verscheuchter oder getödeter Bär verlassen haben mochte, und nahmen von derselben Besitz. — Hier hielten sie nun Rath über die schicklichste Befriedigung ihrer Magen, denn der mitgenommene Proviant, war aufgezehrt.

Als sie noch so sprachen, vernahmen sie Fustritte und gewahrten einen Bauer der auf der Schulter einen kleinen Korb mit Opferkuchen für den Abgott Zernebock trug. — Sogleich trat Lulith dem ehrlichen Dummkopfe entgegen.

Lulith. Gehst Du mit diesen Kuchen nach Zernebocks heiligen Haine?

Der Bauer. Ja, dahin gehe ich, Frau Priesterin.

Lulith. Setz Deinen Korb mit den Kuchen hier ab. Hier, wird morgen die weise Trutta ein Opfermal halten und diese Höle zu einem Verehrungsorte des mächtigen Geistes weihen. — Vertraue keinem Menschen dieses Vorhaben der weisen Trutta, sonst fürchte ihren und ihres Geistes Zorn. — Zernebocks

Hain ist jetzt geschlossen. — Morgen aber, wenn der Thau auf dem Grase steht, komm allein hieher und trage uns dein Anliegen vor.

Der Bauer bückte sich dankbar für den guten Rath, tief, und gieng, als er den Korb abgesetzt hatte, ganz gelassen und erbaut zurück.

„Nun haben wir Kuchen — sagte Lulith mit schlauer Miene — der heiligen Einfalt abgenommen, und ich werde mich umsehen, ob nicht etwa in der Nähe eine Quelle oder ein Bächlein aufzufinden ist.“

Sie schürtzte sich auf und gieng sogleich auf eine Wasserentdeckung aus.

Indessen fieng Herr Ewald an zu überlegen, ob es nicht wohlgethan sey, sich jetzt auf gute Manier aus dem Staube zu machen. Denn, so viel Verbindlichkeit er der verliebten Priesterin auch schuldig war, so war er doch keineswegs gesonnen, sich, nach ihren Gedanken, lebenslänglich mit ihr in ein Eheverbindniß einzulassen.

„Das würde ein schönes Gelächter geben, — sprach er bei sich selbst, — wenn ich mit dieser

ser hochbrüstigen Amazone in mein Vaterland käm und sie meinen Bekannten als mein Weib darstellen wollte! — „Wo hast Du diese Riesin aufgegabelt?“ würden sie fragen. Hat sie Dich denn nicht mit ihren Bärentatzen bei der ersten Umarmung erdrückt? Der größte Feldkessel bedeckt ihr ja den Kopf nicht. Deine Schloßmauern haben ja die Stärke kaum, welche die Brustwehr dieser Riesin hat.“ — Nein! ich kann mich nicht entschliessen, so etwas anzuhören. Noch dazu, ist sie eine Heidin und steht mit dem Teufel in Verbindung. Da könnte ich einen Nebenbuler in mein Ehebett bekommen, der mich zum Vater einer Brut machte, die mein Schloß zum Absteigequartier allen ihren Höllenverwandten offerirten, und Herr Zernebock hätte freie Zeche bei Weib *) und Kind.

 Gott

*) Das muß allen Lesern alter Hexengeschichten bekannt seyn, daß man in jenen dunkeln Zeiten glaubte, der Teufel könne sich verkörpern und den thätigen Liebhaber der Weiber spielen. Belege, sind allenthalben zu finden. Es gieng damals dem Teufel, wie den Göttern Zevs, Neptun, Apollo, Mars, etc. Was die Menschen nicht geweßen seyn wollten,

Gott sey mir gnädig! — Die Niederlage aller Hexen und Teufel der ganzen Gegend würde bei mir und meiner Frau seyn. Denn, daß Lulith selbst eine Hexe ist, bedarf wohl keines Beweißes. Von einem andern Weibe, läßt sich der Teufel nicht bedienen. Wer weiß, ob sie jetzt nicht ausgegangen ist, ihren Höllengalan aufzusuchen. Jetzt liegt sie vielleicht hinter irgend einem Busche in den Armen des Höllenprinzen. — Hu! es überläuft mich eiskalt, wenn ich daran denke. — Und ein solches Weib sollte ich zu meiner Eh- und Bett-Genossin machen? — Gott bewahre mich! — In welche Familie sich der Teufel durch Zauberei und Hexenwerk einmal eingeschlichen hat, aus derselben geht er gutwillig nie wieder heraus. *) —

Was

wollten, mußten diese überirrdischen Wesen über sich nehmen. Das half manchem ehrlichen Kerl und manchem feurigen Mädchen aus Not und Verlegenheit. — Belege, s. in Francisci Höllischem Proteus. Nürnb. 1708. S. 839 — 867.

*) „In quam familiam semel intulit pedem Satan, inde nunquam, nisi aegré retulisse auditus est;" sagt Remigius im ganzen Ernste. S. Wald-

Was ich bisher mit Lulith gethan habe, entschuldigen Not und Liebe zur Selbsterhaltung, — und, ich werde mich schon von einem Pfaffen deshalb absolviren lassen; — aber, was ich noch thun könnte, wenn ich mich ferner dem Weibe zu eigen gäb, das könnte mich um Leben und Seligkeit bringen. Nein Ewald! bedenk, daß du ein Christ bist, und sieh dich vor. — Bist Du auch des Teufels Schwager aus Not geworden, so bleibe ich es doch nicht aus Ueberzeugung. Mit solchen Dingen ist nicht zu scherzen. Warum soll ich mich muthwillig in's Verderben stürtzen? Wer weiß ob nicht gar etwa der priesterlichen Amazone etwas daran gelegen ist ihrem höllischen Bulen*)

 eine

S. Waldschmidts Pythonissa Endorea; oder 28 Hexen- und Gespensterpredigten. Frankf. 1660. S. 52.

*) Wir wollen sehen, was Nigrinus in seiner Ausgabe von Gödelmann's Bericht von Zäuberern, Hexen und Unholden ꝛc. Frkft. a. M. 1606. S. 217 und 218. über diesen Punkt sagt: „Unter allen schreibt der große Augustinus (lib. 15. de Civit. Dei) daß die Verbindung und Coppierey der

eine Seele preis zu geben? Vielleicht hat sie gar mich zu diesem Seelenopfer ersehen. —

Ver-

der Weiber mit den Teuffeln so gewiß sey, daß jhm widersprechen, ein vnverschamptes Fürnemmen. Es fellet auch Lutherus dieser Meynung bey, vnnd schreibt. Es kan seyn, daß der Teuffel zu schaffen habe mit den Vnholden vnnd Hexen, daß aber Kinder auß diesem Beylager sollen geboren werden, das ist nichts, weil Gott ein Schöpffer ist, vnd Menschen gebeeret durch bestelte Mittel. Derselbigen Meynung, ist auch Lambertus Danäus in seiner christl. Ethika und Zuchtlehr. Lib. 2. c. 14. da er schreibet: — — Sie werden bekennen, daß es war sey, vnd daß die Zäuberschen oft mit dem Teuffel zu schaffen gehabt haben, vnnd daß sie Wollust darauß befunden, wissen wir aus jhrem Bekanntnuß und Aussagung, dann sie nemmen Leiber an sich ein zeitlang vnd kan auß Bewegung der Luft erregt werden ein Kützel, vnd sanfft thun deß Fühlens im Beylager, vnd der Vermischung, welches mit der That wol thut vnnd belustiget die so bey jhn liegen. — Item Thomas Erastus von den Lamiis — — daß die Hexen Wollust pflegen mit dem Teuffel. Warlich es hat jegliches sein Bulen, so mit der Kleydung, dem Ansehen, vnd Namen vnderschieden sind, vnd sie pflegen bald nach der Versalbung, oder dem Bündniß sich zu vermischen, wie sie all miteinander mit grosser Einhelligkeit allzeit bestetiget haben."

Verflucht! — Nein! Hexen ist nicht zu trauen, und einer Zernebocks Priesterin, ganz und gar nicht. — Also, Ewald, mach dich auf, geh, so weit dich deine Füsse tragen, daß du der Hexe aus den Augen kömmst, und rette deinen Leib und deine Seele!"

Ueber dieses Selbstgespräch und Betragen unsers Ritters Betrachtungen anzustellen, sein Vorhaben die christliche Hechel passiren zu lassen, und ihm zu sagen, wo es ihm fehlt, überlaße ich den Lesern selbst, die das vielleicht eben so gut, wohl gar noch besser als ich, können.

Ich habe blos zu melden, daß Herr Ewald, seinem Vorsatze getreu, die Höle verlies und sich ein wenig, aber wie einer, der kein gutes Gewissen hat, umschaute.

Lulith mußte weit nach Wasser gelaufen seyn, denn sie war, so flach die Gegend auch war, nirgends zu erspähen und Ewald war eben im Begriff, sich in den Kours zu setzen, als er hinter sich ein schnelles Pferdegetrappel vernahm, und ehe er sich wieder in seine Höle verstecken konnte, sah er sich auch schon von ei-

nem Trupp Reuter umringt, die ihn, als sie ihn an seiner Kleidung und Sprache als einen ihrer christlichen Feinde erkannten, sogleich nöthigten so schnell es ihm möglich war, mit ihnen zu gehen, und man kann leicht denken, daß die Preussen unsern Ritter recht wohl im Athem zu erhalten wußten.

Nach einem ziemlich langen Marsche, kamen sie endlich vor eine Burg. Die Zugbrücke fiel, und sie zogen ein.

Ewald wurde sogleich in einen Saal geführt, wo ihm ein alter Mann mit edlem Anstande entgegen trat. Es war Albot, der Herr dieser Burg und Beherrscher des umliegenden Distrikts das von der Tabe und Wippe umströmt wurde, welche dieses Gebietes natürliche Grenzen, bis zu der Vereinigung mit der Nime, zogen.

Albot. Wer bist Du?

Ewald. Dein Gefangener, ein deutscher Ritter, der von Deinen Landsleuten in einem

Treffen

Treffen gefangen wurde, sich durch alles, was er von Kostbarkeiten um und bei sich hatte, durch Waffen und Roß seine Freiheit erkaufte und wieder zu den Seinigen zurückkehren wollte, als er von Deinen Leuten angetroffen, ohne Widerstand gefangen genommen, und hieher geführt wurde, wo er Dich bittet, grosmüthig gegen ihn zu verfahren.

Albot. Du sollst als Gartenknecht gebraucht werden und mir dienen, bis du Dich lösen kanst.

Als er das gesagt hatte, gieng er in sein Gemach zurück, und Ewald wurde, mit einer siebenzehn Pfund schweren eisernen Gnadenkette beehrt, in den Garten an die Arbeit geschickt, und des Nachts nebst andern Gefangenen, in eine Kobe gesteckt, wo es ihm weit schlimmer gieng und gefiel als in den Bärenhölen bei seiner mittleidigen Gesellschafterin, deren Armen zu entkommen er sich nicht ungestraft an die Luft gewagt hatte. — Er konnte sich jezt wirklich nicht enthalten gar oft zu seufzen: „Ach! es war doch besser bei Lulith zu bleiben, als sich hier in Sklaverei zu befin=

befinden." — All sein Seufzen und Jammern aber, half zu weiter nichts, als sich sein elendes Leben noch schwerer zu machen. Dazu kamen die kräftigen und öftern Ermahnungen des Gartenaufsehers mit der Knutte, zur Arbeit, die äusserst schlechte Kost, die kaum Kräfte zu leben, geschweige denn zur Arbeit, gab, und unser Ritter war der Verzweiflung nahe.

Eines Tages, als er eben von dem Gartenaufseher eine derbe Tracht Schläge wegen einer versehenen Kleinigkeit erhalten hatte, warf er sich schier verzweifelnd unter einen Baum und brach laut in Klagen aus, in die er sich so sehr vertiefte, daß er nicht bemerkte, daß er nicht ohne Zeugen war. Erschrocken sprang er auf, als er einen Schlag auf seine Schulter fühlte, glaubte den Gartenaufseher mit der Knutte hinter sich — und erblickte ein schönes Mädchen, fast amazonenhaft gekleidet, die sich auf einen langen Bogen stützte, womit sie ihn aus seinen Träumen geweckt hatte. Auf ihrer linken

Schul=

Schulter ruhte ein mit Pfeilen gefüllter Köcher, ein kurzes Schwerd hieng an ihrer linken Hüfte, ein hoher Federbusch erhob sich auf ihrem Kasket, auf welchem ein metallener Adler mit ausgespreitzten Flügeln sas. Ungekünstelt floß ihr schwarzbraunes Haar in Locken um ihren Nacken, Rosen blühten auf ihren bräunlichen Wangen, und aus ihren schwarzen Augen stralten Güte und Wohlwollen. — Es war Ludomille, Albots Nichte, die er, weil er keine Kinder hatte, als seine Tochter erziehen lies und bei sich behielt.

Ewald. Schönes Fräulein! was habt Ihr mir zu befehlen?

Ludomille. Geh in den Schloßhof und sag, man möchte mir mein Pferd vor die Gartenthür vorführen, dort wolle ich mich aufsetzen, und dahin, möchten meine Jagdbegleiter kommen, ich würde sie dort erwarten.

Sie gieng, und Ewald sprang eilig fort, ihren Befehl auszurichten.

Tag's darauf, kam das Fräulein wieder in den Garten und näherte sich unserm Ritter.

Sie. Geht die Arbeit gut von statten?

Er. Es muß wohl, schönes Fräulein. Der Gartenaufseher, ist gar zu schlimm.

Sie. Ei nicht doch!

Er. O ja! — Mich hat er schon einigemal wegen Kleinigkeiten gar sehr geschlagen, hart und übel behandelt.

Sie. Die Gartenarbeit, behagt Dir wohl überhaupt gar nicht?

Er. Ach Gott! liebes Fräulein, wie soll mir Arbeit gefallen, zu der ich nicht geboren bin? — Ich bin nur gewohnt, mit Lanze und Schwerd zu handiren und habe daheim auf meinen Schlössern selbst Knechte, die dergleichen Arbeit für mich verrichten. Doch sind sie keine Sklaven und werden nicht so übel behandelt, wie die Gefangenen hier.

Sie. Wenn Du aber Schlösser besitzest, so bist Du ja wohl auch vermögend, Dich zu lösen? Warum thust Du das nicht?

Er. Ach! wer ist wohl da, der meinem Vater Kundschaft brächte: Dein Sohn schmachtet

tet in Fesseln? Wie soll er erfahren, wie übel es mir ergeht?

Sie. Bist Du Deines Vaters einziger Sohn?

Er. Sein Einziger.

Sie. O! der arme Vater!

Er. Erbarmt Euch meiner, schönes Fräulein!

Sie. Ach! was kann ich für Dich thun?

Er. Alles, wenn Ihr wollt.

Sie. Zu meinem Roßknecht kann ich Dich wohl machen. Zu meinem Spiesträger auf der Jagd kann ich Dich ernennen, — aber weiter, kann ich nichts für Dich thun.

Er. O! erlöset mich nur von der Gartenarbeit. Ich will Euch treu und redlich als Spiesträger und Roßknecht dienen. Entreißet mich nur der Grausamkeit des Gartenaufsehers.

Sie. Nun gut! — Ich will mit meinem Oehm davon sprechen.

Das Fräulein hielt Wort, und Ewald kam als Sattelknecht und Jagdspiesträger in ihre Dienste. Nun, befand er sich doch ein wenig besser als zuvor, und seine Lage, wurde erträglicher. Dennoch nagte die Sehnsucht nach Freiheit an seinem Herzen, und oft, wenn er sich mit Ludomillen auf der Jagd befand, stieg in seiner Seele der Gedanke zu entfliehen auf, und gewiß hätte er demselben endlich noch unterlegen, hätte nicht ein Zufall seine Situation plötzlich geendet.

Dazu, gab ein Bär Gelegenheit, welcher das Fräulein auf der Jagd gewiß zerrissen hätte, hätte nicht Ewald sein Leben gewagt, das ihrige zu retten und in einem fürchterlichen Kampfe das wüthende Ungeheuer erlegt.

Dieser Beweiß seiner Tapferkeit und Treue, blieb nicht unbelohnt, Albot schenkte ihm die

Frei=

Freiheit, und lies ihm freie Wahl, entweder als Stallmeister in seine Dienste zu treten, oder in sein Vaterland zurückzukehren. Ewald, wählte das letztere, wie man leicht denken kann, und ein junger Edelmann, des Fräuleins Bräutigam, schenkte ihm zu diesem Behufe, Roß und Waffen.

Nun verweilte Ewald nicht länger, nahm von seinen Wohlthätern Abschied und eilte den Seinigen zu.

Die Deuschen, waren siegreich vorgerückt. Ewald fand seine Waffengesellen näher, als er geglaubt hatte, aber Albrecht, war nicht mehr bei dem Heere. Er war in die Dienste des Königs Kanut in Dännemark gegangen, und hatte von demselben die Statthalterschafft über Hollstein erhalten. *)

Als

*) Im Jahr 1202. — Deshalb, schrieb sich Albrecht auch Comitem Holsatiae oder Nortalbingiae.

Als Ewald das vernahm, machte er sich sogleich auf, und zog Albrechten nach.

Dieser belagerte eben damals Segeberg und nahm unsern Ritter sehr wohl auf, der bei Eroberung der Stadt viele Proben seiner Herzhaftigkeit ablegte.

Indessen, starb König Kanut, und König Waldemar II. folgte ihm in der Regierung, welcher nicht nur Graf Albrechten in seiner Würde bestätigte, sondern ihn auch seines besondern Zutrauens und seiner Freundschaft würdigte, wie die Geschichte sagt.

Ewald, befand sich wohl und hatte schon längst die gefällige Zernebocks Priesterin Lulith, vergessen, als er Gelegenheit fand, ein neues zärtliches Abentheuer zu bestehen.

Am Hofe gieng es, was der König gar nicht ungern sah, ein wenig lustig und locker, und

giae. S. Lambecc. Orig. Hamb. L. I. f. 3. Wie auch Spangenberg in seiner Querferthischen Chronik. Bl. 277. angiebt. S. Hönn's Sächs. Wappen u. Geschl. Untersuch. S. 46. Stammtafel.

und was die Angelegenheiten der Liebe betraf, so gar fast ausgelaßen zu, und es konnte also nicht fehlen, unser Ritter, der ohnehin nicht wenig zu dergleichen Schwänken inklinirte, kam bald in angenehme Bekanntschaft.

Besonders fand ein gewißes Hoffräulein, Lutrude genannt, Behagen an Ewalds Unterhaltung, der ihr auch, so bald er das merkte, den Hof gar keck und kühnlich machte. Weil aber auf die Beständigkeit der Damen dieses lustigen Hofs nicht zu bauen war, so machte Ewald, um sich sicher zu stellen, unter der Hand, noch mit einer zweiten Dame nähere Bekanntschaft, gleichfalls ein Hoffräulein, Ilsegert genannt. Und, damit er im Notfall, durch die Untreue beider Damen nicht in Verlegenheit kommen möchte, unterlies er auch nicht der schönen Frau des Reichsmarschalls, der zärtlichen Swanhilde die Kour zu machen. So, glaubte er nun ziemlich gesichert zu seyn und dachte auf weiter nichts, als darauf, wie er seine dreifache Entreprise in gehörige Assekuranz bringen möchte, um nicht vielleicht zuletzt,

gar zwischen drei Feuer zu kommen, welches wenigstens kein sehr unwahrscheinlicher Fall war. Man kann also leicht denken, daß der gute Ritter Tag und Nacht zu denken und zu schaffen hatte, um sich fest und sicher zu setzen.

Die sichtbarsten Progressen, machte Ewald bei Fräulein Lutruden, und die thätigsten Beweiße ihrer Liebe, gab ihm die zärtliche Swanhilde so lange, bis der Herr Gemal Verdacht schöpfte und seine theuere Ehehälfte auf eins seiner Schlösser schickte und sie vom Hofe entfernte.

Das geschah ohne Aufsehen, ohne Erwartung, und niemand muthmaßte auch nur das geringste von der wirklichen Ursache dieser Entfernung, höchstens liege, glaubte man, ein kleiner ehelicher Zwist zum Grunde dieser Absonderung, dessen Wirkung, nicht von langer Dauer seyn werde. — Der Hofnarr, machte zwar Anspielungen, die nicht ganz ohne Zweck wawaren, die aber auch, eben weil der Hofnarr sie machte, kein Ansehen gewinnen und keinen

Ein=

Eindruck machen konnten. — Auf Ewalden Verdacht zu werfen, fiel keinem Menschen, auch nur im Schlafe ein, denn die eine Hälfte des Hofs glaubte ganz deutlich seine Liebesflamme für Lutruden zu bemerken, und die andere Hälfte, sah seine Glut für Ilsegert, eben so deutlich. Beide sahen wohl und gut, beide hatten auch, aber nur zur Hälfte Recht. — Aber Willis, des Königs Leib- und Hof-Narr, flüsterte dem Ritter zu: „Nimm Dich in Acht Freund! der Marschall, paßt Dir auf den Dienst."

Ewald. Und, warum das? — Was will der Marschall von mir?

Willis. Er will Dir das Handwerk gelegentlich legen, das Du ohne seine Erlaubniß getrieben hast.

Ewald. Welches Handwerk?

Willis. Das einzige, welches keinen goldenen Boden hat.

Ewald. Ich verstehe Dich nicht!

Willis. Ich, Dich auch nicht.

Ewald. Erkläre Dich deutlicher.

Willis. Das laß' ich wohl bleiben. Bei einer solchen Deutlichkeit, ist mehr zu wagen, als zu gewinnen. — Glaube mir, hätte der Marschall nicht mit seiner schwanenweißen Frau artige Einkünfte erheurathet, und müßte er bei einer Trennung diese nicht entbehren, er hätte ihr ganz gewiß, statt der Wohnung auf seinem Schlosse, einen Scheidebrief gegeben.

Ewald. Und, warum das?

Willis. (singt.)

Und wer das Spiel thut nicht verstehn,
Der mag nur gleich von dannen gehn.

Ewald. Du bist ein sonderbarer Mensch!

Willis. Ein ganz gewöhnlicher Mensch bin ich, von eben dem Schrot und Korn von welchem der König ist. Aber — ich trage Schellen, und eine rothe Kappe, und heiße ein Narr.

Ewald. Du meinst also, der Marschall habe Verdacht auf mich geworfen?

Willis. Ich sage: seht Euch vor, daß Euch der Marschall nicht das Handwerk legt. Der Spas, möchte Euch übel gefallen. — Ihr seyd ein lustiger Vogel! nehmt Euch in Acht, daß Lutrude und Ilsegert Euere Nester nicht entdecken. — Ihr landet an zwei Hafen zugleich, bedenkt, wie es Euch bei diesen Landungen ergehen kann. Beide Hafen haben Wachtthürme, und der dritte, — ist mit einem Leuchtthurme versehen. Das Schloß auf welchem Swanhilde seufzt, liegt zwei Tagereisen von hier, hat eine schöne Aussicht, und wird wohlbewacht. — Nur, kömmt's drauf an, wer mehr Geld giebt, der Herr, oder die Frau. Ein Drache, ist einzuschläfern, wenn er Geld sieht. Ein Goldstück auf jedes Auge, und es fällt eins nach dem andern zu, wie eine gelenke Hausthür die sich in doppelten Angeln dreht. — Im Schloßhofe kriecht ein Kerl herum, ich wette darauf, er sucht Euch.

Ewald. Mich? — Was will er?

Willis. Das weiß ich nicht. — Er sieht aus, wie ein heimlicher Bote. — Er hat die

Hand beständig auf der Tasche. Was gilt die Wette! er hat ein Briefchen drinne, deßen gute Verwahrung ihm an's Herz gelegt ist. — Seht zu, ob Ihr ihm unvermerkt in die Augen kommen könnt.

Ewald. Vielleicht schickt Graf Albrecht —

Willis. Der, ist ja seit gestern, schon hier.

Ewald. Ah! — Oder mein Freund der alte —

Willis. Wie Ihr wollt! — Seht selbst zu. — Wir bleiben gute Freunde. — Gehabt Euch wohl! —

Ewald schlich in den Schloßhof hinab. Er fand wirklich einen Mann der ihn suchte. Es war ein Bekannter, aber verkappt, ein Diener der Frau Marschallin. Er brachte ein Briefchen, gab's ab, erhielt gutes Botenlohn, und schlich sich davon.

Im Garten, wurde das Briefchen gelesen. Drinne stand geschrieben:

„Herz allerliebster mein!
„Ich sehne mich sehr nach Dir,
„komm doch zu mir,
„daß ich wieder kann fröhlich seyn.
„Vermumme Dich auf Spielmanns Art,
„binde vor einen falschen Bart,
„nimm eine Harfe mit Dir
„und schleich Dich auf's Schloß zu mir,
„denn ich habe ein herzliches Verlangen
„Dich wieder liebevoll zu empfangen,
„und Dir zu gestehen mit Herz und Sinn,
„daß ich stets Deine treue Swanhilde bin."

Nun wußte Ewald, woran er war. Er entfernte sich unbemerkt vom Hofe, und wallte in Spielmannstracht, mit Bart und Harfe und Bettelsack versehen, auf das Schloß zu, in welchem Swanhilde ihre einsamen Nächte verseufzte.

Vor der Zugbrücke spielte und sang der verkappte Spielmann ein Lied und zog die Schloßbewohner herbei, die ihn bald nöthigten bei ihnen einzukehren. — Ewald spielte und sang in dem Schloßhofe, und Frau Swanhilde kam

mit verstellter Gleichgiltigkeit auch an das Fenster. —

Swanhilde. Was giebt's hier?

Der Kastellan. Ein alter Spielmann singt und spielt gar feine Lieder.

Swanhilde. Der Kerl, sieht einem Bettler ähnlicher, als einem guten Sänger. — Er wird nicht viel können.

Der Kastellan. Ach ja! — Er spielt und singt gar lieblich.

Swanhilde. Schickt ihn herauf, ich will hören, was er kann.

So kam Ewald in seiner lieben Frauen Gemach, und unterhielt sich unter vier Augen, gar zärtlich mit seiner Herzallerliebsten.

„Es fasset nimmermehr das Wintergrün so feste
Mit seinen Zweigen umb den Baum und dessen Äste,
Als diß verliebte Par sich hart zusammen zog,
Und eins dem andern Lieb und Geist aus Lippen sog.
Es wächst nicht der Geruch so süß' im gantzen Lande
Der Indianer Leut, auff wohlriechendem Sande,

Als

Als diß Par süsse Frewd vnd liebste Lust empfund',
Vnd hatten ofte mehr als eine Zung' im Mund." *)

Die gütige Hausfrau lies es diesen Tag ihren Wächtern und Hofleuten nicht am Essen und Trinken fehlen. Sie warf Geld aus; die Knechte spielten und sangen, machten sich lustig und vertranken die Gedanken an das Daseyn des Spielmanns ganz und gar.

Diesem wurde eine Kammer angewiesen und um Mitternacht, versprach Swanhilde bei ihm zu seyn. Ewald begab sich entzückt und voller Erwartung in sein Schlafgemach.

„Er wirft geschwinde sich ins parfumirte Bette,
So zart, als wanns gemacht Aracne selber hette.

Den

*) Die 29. Stanze des VII. Gesangs von Ariosto's rosanden Roland, von D. v. Werthern im Jahr 1632. — So auch die folgenden Stanzen. Ich führe diese alte Uebersetzung der Seltenheit wegen an, und was ich hier auf Ewalds und Swanhildens Situation anwende, gilt im Original von Ruggiero und der schönen Fee Alcina.

Den Kopf hebt er doch auff, die Ohren spitzt
er sehr,
Ob diese schönste Fraw er noch nicht kommen
hör.

Wann das geringste Ding sich in der Kam-
mer regte,
So meynt er, es sey sie, vnd sich darauff be-
wegte,
Er höret offte nichts, vnd höret etwas offt,
Dann seufftzt er, daß er hatt auf Irrthumb
nur gehofft.
Bald steigt er aus dem Bett' vnd öffnet gar
die Thüre,
Er guckt hinaus, vnd schawt, ob er nicht was
verspüre,
Er fluchet tausendmal, er murret zürnt vnd
schilt
Mit Vngedult, daß sie so lange sich auffhielt.

Bald redt er mit sich selbst: jetzt wird sie
sich einstellen,
Vnd fengt für Frewden an die Schritte schon
zu zehlen,
Er rechnet aus, wie weit es mag seyn ungefehr,
Von jhrer Kammer an da sie muß kommen her.
Vergeblichs Dinges viel vnd andre schnöde Sa-
chen,
Kan er jhm, eh sie kömpt, in seinem Sinne
machen.
Er steht in grosser Furcht, ob jrgend Hinder-
nüß
Jhm zwischen Hand vnd Frucht gekommen nicht
seyn müß.

Als

LB Coburg

Als nun der brünstig' Held warnimbt, vnd
siht von fernen
Erscheinen vnd auffgehn die schön vnd hellen
Sternen,
Ja, als er sie nun nah in seiner Kammer schawt,
Kan er für Frewden schier nicht bleiben in der
Haut,
Biß an die Augen er im Wollustmeere schwim-
met,
Sein Hertz vnd gantzer Leib von Lieb' vnd
Wonne glimmet.
Er springt zum Bett' heraus, vnd freundlich
sie umbfäht,
Vnd wartet nicht biß sie den Nachtrock von
sich thet.

Als der Verliebte nun mit Armen sie vmb-
gabe,
Da fiel ihr Mantel ab, sie blieb in zarter Habe,
Er konnte sehen sie entblößt in solcher maß,
Als Ros' = vnd Lilien seyn bedeckt im hellen
Glaß."

Kurz und gut gesagt: Swanhilde und Ewald fanden sich zusammen, und liesen den heißesten Wünschen ihrer Zärtlichkeit die Zügel, als sie sich auf einmal durch einen Lärm im Schlosse in dem Ausbruche der höchsten Zärtlichkeit unterbrochen sahen.

Man

Man schrie im Schlosse nach dem Kästellan. Der lag betrunken im tiefsten Schlafe in einer Ecke, wo man ihn nicht suchte. — Man rufte dem Thurmwächter zu, er solle die Schloßbrücke fallen lassen. Der war betrunken vom Söller herabgestürtzt und lag mit zerbrochenem Genicke im Schloßhofe. — Die gnädige Frau, war nicht in ihrem Zimmer, und der Schloßkaplan, hatte sich in die Kammer der Köchin verriegelt, der er — Trost zusprach.

Endlich warf Swanhilde ihren Mantel um, schlich sich in ihr Zimmer, öffenete die Thür, und fragte ganz erschrocken: „was es gebe?"

„Der Herr Marschall hält vor dem Schlosse und kann nicht herein;" — fiel die Antwort.

Swanhilde suchte ihre Verlegenheit zu bergen, und befahl, Anstalt zu machen, die Brücke nieder zu laßen.

Indessen lief sie in Ewalds Kammer, und traf eben auf den Schloßkaplan der den Armen seiner Beichttochter entschlüpft und jetzt im Begriff war, sich auf seine Zelle zu begeben.

Ohne

Ohne sich lange zu bedenken, nahm sie ihn bei der Hand, und sagte:

„Herr Pater! Die Kammer aus welcher Ihr kommt, ist nicht die Euerige. Ich kann wohl vermuthen, was Ihr bei der Köchin gesucht und gefunden habt."

Pater. Mein Gott! wie könnt Ihr glauben —

Swanhilde. Still! still! wir kennen uns, und schweigen.

Pater. Nun ja! — und schweigen.

Swanhilde. Mein Gemahl kömmt so eben, und ich bitte Euch, den alten Spielmann in Sicherheit zu bringen.

Pater. Ist der alte Bruder Lustig noch hier? — Ich glaube nicht, daß der Herr Marschall des Spielmanns Gegenwart —

Swanhilde. Was kümmert mich der Spielmann? oder vielmehr seine Maske?

Pater. Wie? — Was wollt Ihr damit sagen? —

Swanhilde. Keine Umstände! — Ihr habt ja wohl selbst am Fastnachttage oft wunderliche und seltsame Streiche ausgehen laßen, und habt Euch, um diesen, oder jenen Zweck zu erreichen, bald so, bald so vermummt. *) — Also, denkt, es sey jetzt Fastnacht, und mein Liebha-

*) Zu jenen Zeiten, und späterhin, gieng's mit den Fastnachts-Mummereien, gar wunderbar und bunt über Eck zu. Man nennte diesen Tag, so gar in öffentlichen Schriften und Dokumenten, unter andern auch: Der Narren Kirchweyh. (S. Haltaus Calend. Germ. p. 54.) — Man trieb an diesem Tage, und einige Tage vorher, mit Mummereien, gar sonderbare, oft unehrbare Spiele. Man gebrauchte oft die Maskenfreiheit so sehr, daß Mißbrauch daraus entstand. Und hierinne, zeichneten sich besonders die Geistlichen und Mönche, gar nicht zu ihrem Vortheil aus, deren Ausgelassenheit, in diesem Punkt, oft sehr weit gieng. Man lief damals verlarvt, sonderbar und oft unanständig bekleidet über die Strassen. Es wurde getanzt, gesungen, gelärmt, getrunken, geschwärmt. „Plena erant stultorum omnia;" sagt Dresser in seinem Buche: de festis diebus Christianor. etc. Lipſ. 1594. p. 62. — Die Laien, und besonders die Fürsten und Herren, turnirten, rennten, ritten und bankettirten, und die Pfaffen, trieben Kurz-

Liebhaber, habe sich in einen Spielmann verkleidet.

Pater.

Kurzweil auf mancherlei Art und Weise. Hier sind einige Belege von der ehrbaren Aufführung dieser Herren. Haltaus führt deren, am angef. Orte, S. 50. f. f. einige an. Bei einer solchen Mummerei kam es unter den Pfaffen über ein Freudenmädchen, sogar zu blutigen Händeln; — wie die Worte des Originals lauten: „Sie, (die Pfaffen,) schlugen sich um die schönste Hur." — In Augsburg, hatte ein Mönch ein Mädchen genothzüchtiget, wurde gefangen genommen, öffentlich ausgestellt, und seinem Bischoff zur Bestrafung zugeschickt. Gassarus in Menken Script. T. 1. p. 1687. — Ferner, erzählt Hottinger in seiner Helvet. Kirchen Gesch. II. Th. S. 696. „Mit was Andacht die große Fasten angehebt, ist unter anderem aus dem zu sehen, daß A. Chr. 1433. zu Zürich selbst die Aebtissin zum Frauen Münster sammt Herren Friedrich von Heuen, Nachts vermummt mit zimlichen Unwesen in der Stadt herumgeloffen. &c." — Nicht selten endigten sich dergleichen Fastnachtslustbarkeiten tragisch, und weil damals die Späschen noch ein wenig derb ausfielen, so verlor oft mancher darüber so gar sein Leben. (S. Theatrum tragicum. Dresden 1699. 1. Th. S. 632. f. f. wo mehrere Belege zu

Pater. Ah! — Nun versteh' ich! —

Swanhilde. Ich werde nicht unerkennt-lich seyn. — Nur fort, und rettet meinen Spielmann.

Pater. Nicht wahr, in's Kloster, zu unserm Nachbar dem Abt?

Swanhild. Wohin Ihr wollt! — Nur in Sicherheit bringt ihn.

Nun begab sich Frau Swanhilde in ihr Gemach, und Ewald folgte dem freundlichen Pater der ihn in die Kapelle, und durch einen unterirrdischen Gang aus dem Schlosse, nach dem benachbarten Kloster führte, wo sie ankamen, als die Mönche eben ihre Frühmette geendiget hatten.

Der

zu finden sind.) — Nach und nach, hat sich in Deutschland das Ungewitter der Mummerei gelegt, und nur hier und da sind noch Ueberbleibsel derselben Sucht zu sehen. In Italien aber, und besonders in Rom und Venedig, sind die Spuren deutlicher, als irgendwo, geblieben.

Der Pater hatte Konferenz mit dem Abt und nach derselben, empfieng der geistliche Herr den weltlichen Abentheuerer gar willig und freundlich.

Der Pater verabschiedete sich, gieng in das Schloß zurück, und der Abt, lies sich's angelegen seyn, seinen Gast zu unterhalten.

Abt. Euere Gegenwart, Herr Ritter, wird mir immer lieb, werth und angenehm seyn. Besonders aber, bin ich höchlich erfreut, Euch eben heute bei mir zu sehen. Ihr werdet Zeuge, eines sehr merkwürdigen Vorganges seyn.

Ewald. Wie das, Herr Abt? — Habt Ihr ein Klosterfest?

Abt. Nicht das. — Ich treibe heute einen Teufel aus.

Ewald. Wie? — Einen Teufel?

Abt. Einen Teufel.

Ewald. Ist es möglich!

Abt. Ihr werdet Euch selbst davon überzeugen. — Laßt Euch erzählen. — Aber — trinkt doch! — zur Ehre des Schö-

pfers der Trauben! (Sie trinken.) Seht! — Ein deutscher Reisiger verkaufte ein gefangenes Weibsbild aus Preussen an einen Dänischen Ritter. Dieser, merkte bald, wo es seiner Gefangenen fehlte, — sie ist eine Heidin! — sah und spührte, daß der Satan sein leidiges Wesen mit und in der Metze trieb, und schenkte sie meinem Kloster, mit der Bedingung, den Teufel von ihr auszutreiben. — Das soll nun heute, nach vorhergegangenen Anstalten förmlich und feierlich geschehen. Bin ich nun so glücklich die Seele des Weibsbildes zu retten, und den bösen Feind aus seiner Wohnung zu verjagen, so werde ich das Weib nachher taufen und sie zur Christenheit bringen. Wo nicht, so muß ich sie der weltlichen Obrigkeit übergeben, welche sie als eine Hexe und Zauberin, verbrennen laßen wird, damit Recht und Gerechtigkeit gehandhabet werden mag.

Ewald. Ist es denn aber auch gewiß, daß die Metze vom Teufel besessen ist?

Abt. Nichts ist gewisser! — Kommt mit mir. Ich gehe so eben zu ihr, sie noch einmal

vor der Prozedur zu sprechen. — Ihr werdet Euch gleich überzeugen, daß der Fürst der Finsterniß mit ihr sein Wesen treibt. Ihre Reden, geben das deutlich genug zu erkennen, und die Narbe — die verdächtige Narbe,*) das entsetzliche Stigma! — ist auch vorhanden. Unter ihrer rechten Brust, hat sie das böse Zeichen. — Sie ist eine verblendete Heidin und Götzendienerin, deren Bekehrung jedem Christen wie sein eigenes Wohl an dem Herzen liegen muß. — Kommt mit mir! Hört, und seht selbst, mit eigenen Ohren und Augen.

---

*) „Der Teufel macht jhm ein Stigma oder Merkmal an Leib, — sagt Waldschmidt, (Hexen und Gespensterpredigten ꝛc. S. 72) — jhn des Bunds und des versprochenen Dienstes beständig zu erinnern, vnd zur Beständigkeit anzumahnen. — — Vnd ist der Ort da dieses Merkzeichen ist, ein wenig erhaben, vnd wegen der Narben hüglicht, auch gantz ohne Blut vnd unempfindlich, daß ein solcher Mensch daran nichts fühlet, wann gleich mit Nadeln oder andern Instrumenten darein gestochen wird. Daher auch erfahrne Scharff-Richter am ersten nach solchen Merkzeichen fragen, dieselben suchen, vnd damit die Tortur gemeinlich anfangen.“ u. s. w.

An der Gitterthür des wohlverwahrten Behältnisses der besessenen Preussin vernahmen Ewald und der Abt schon ein dumpfes Gemurmel und Gespräch von innen.

Abt. Sie spricht mit ihrem Bulen dem Teufel. — Hört Ihr's?

Ewald. Ich höre sprechen. — Aber, ich glaube, sie allein spricht, und nur mit sich selbst. — Sie beklagt ihren Zustand. — Hört Ihr? —

„O! wie bin ich doch so unglücklich! — Dies waren die Worte der Eingekerkerten. — Verlassen von allen Menschen. — Wehe! wehe, wie wird es mir ergehen."

Abt. Tritt näher an das Gitter. — Fürchte nichts unglückliche Magd. — Deine Seele soll gerettet werden.

Sie. O laßt meinen Leib nicht verschmachten.

Abt. Die Dir aufgelegten Fasten sind Deinem Zustande zuträglich. — Wenn Dich der unreine Geist, der Dich besitzt, verlassen hat, hören die Fasten auf.

Sie. Ach lieber Herr! — Welch ein unreiner Geist ist es, der mich besitzt?

Abt. Der Stifter alles Unglücks in der Welt. Der ewige Feind der Menschen. Die alte Schlange. Der Teufel.

Sie. Wo sitzt er denn?

Abt. In Deiner Brust.

Sie. O! so verbannt ihn doch bald. — Aber, wie könnt Ihr denn sehen, durch meine Brust hindurch?

Abt. Mit den Augen des Glaubens. — Du bist eine Heidin. Ich will Dich bekehren. Du sollst glücklich werden, hier, zeitlich und dort ewiglich.

Sie. Himmel! was seh' ich?

Abt. (ängstlich.) Kömmt er?

Sie. Wer? —

Abt. Der böse Feind. — Kömmt er?

Sie. Kein böser Feind, ein Freund ist da. — Ja, er ist es!

Abt. Unglückliche! — Besinne Dich. —

Sie. Ach! — Ewald! — Ja, Du bist es. — Rede! —

Ewald. Darf ich meinen Ohren trauen?

Abt. Was giebt es?

Ewald. Lulith? — Du hier?

Lulith. Leider! hier. — Nimm Dich meiner an. Rette mich, wie ich Dich gerettet habe.

Ewald. Bist Du wirklich vom bösen Feind besessen.

Lulith. Was weiß ich davon? Ich glaube es, weil dieser Herr es sagt. — Die Bürde welche ich unter meinem Herzen trage — Ach Ewald! — Du weißt es ja! — In jener Höle —

Ewald. Ist es möglich? —

Abt. Sagt mir nur, wie Ihr zu dieser Bekanntschaft gekommen seyd?

Ewald. Das sollt Ihr hernach erfahren. — Sie hat mich vom Opfertode gerettet. Sie hat sich mir — Oeffnet die Thür, und laßt sie frei. Ich will sie mit mir nehmen.

Abt.

Abt. Aber —

Ewald. Ihr sollt sie erst zur Christin machen.

Abt. Nun ja! —

Ewald. Und da sie Mutter werden wird, so sorgt für einen schicklichen Ort, wo —

Abt. Das benachbarte Nonnenkloster.

Ewald. Schon gut! — Alles, bleibt unter uns.

Abt. Bleibt unter uns. — Aber, den Teufel — ?

Ewald. Treibt Ihr aus.

Abt. So, ist alles recht gut und schön!

Die Expriesterin wurde ihrer Haft entlassen. Ewald befand sich in einer Zelle allein mit ihr. Er sprach ihr Trost und Mut zu, und Lulith die vielleicht mehr natürlichen Verstand hatte, als ein halbes Heer Ritter und Aebte damaliger Zeit, lies eine Kommödie mit

sich spielen, dergleichen manche noch in der Welt auf ähnliche Art gespielt wurde. — Aber der Exorzismus hatte, nächst den vorhergegangenen Fasten, so starke Eindrücke auf ihre Nerven gemacht, daß sie denselben unterlag und gleich nach der feierlichen Szene von einer toden Geburt entbunden wurde.

Alles gieng im Stillen ab, und Ewald fieng an günstiger von der Heidin zu denken als sie bekehrt war, und in der Taufe, den Namen Jutta erhalten hatte.

An den Dänischen Hof zurück zu kehren, hatte er jetzt keine Lust. — Seine Liebschaften trösteten sich über den Verlust eines wankelmüthigen Liebhabers, und er, zog mit Jutta die sich in Pagenkleider warf, durch Hollstein, seiner Heimat zu.

Schon erblickte Ewald wieder die metallenen Fähnchen seiner väterlichen Veste, als er tiefaufseufzend sein Roß anhielt. Jutta, folgte seinem Beispiel.

Ewald.

Ewald. Sieh! Dort liegt meines Vaters Burg. — Er wird ja wohl noch leben, der Greis!

Jutta. Wie es scheint, gehst Du ungern zu den Deinigen zurück?

Ewald. Ich und mein Vater — wir sind nicht in dem besten Vernehmen von einander geschieden. — Denkt er nun noch immer so von mir, wie er vorher dachte, so reuten wir wieder fort. Es wird schon irgendwo Fehde geben. In Ungarn, giebt's ja auch Krieg. — Ich bitte Dich Jutta, sey sehr vorsichtig, daß man Dein Geschlecht nicht muthmaßet. Ich sage Du seyst eines Fürsten Sohn, seyst mir gefolgt und seyst ein Christ geworden. Ich nenne Dich Georg. Merk das wohl und sieh Dich vor, denn die Pfaffen die meinen Vater täglich umgeben, haben Luxaugen.

Jutta. O! ich werde mich hüten, wieder den Pfaffen in die Hände zu fallen. Ich habe genug in geistlicher Haft gelitten. — Sey unbesorgt, — ich werde vorsichtig seyn.

Ewald. Nun! so wollen wir d'rauf los reuten. — Ist mir's doch bei Gott! so wunderlich zu Mute, als hätte ich einen Ritt zu einer Klosterweihe zu thun.

Damit, sprengten sie fort und erreichten bald die Schloßbrücke, welche eben herabgelassen war. — Sie trabten darüber hin, und hielten im Schloßhofe.

Hans, ein alter Knappe, lugte *) zu einem Fensterchen heraus, erkannte seines Herrn Sohn, und machte so gleich Lärm im Schlosse.

Die Knechte liefen herzu. Die Reuter stiegen ab und ihre Rosse wurden zum Stall zugeführt.

Hans. Grüß' Euch Gott! lieber Herr.

Ewald. Gleichfalls Hans! — Mein Vater lebt doch noch?

Hans.

*) Lugen — blicken, schauen, heraus = umhersehen.

Hans. Er lebt noch.

Ewald. Und ist wohlauf?

Hans. Nein! — Er liegt sehr krank darnieder. Man zweifelt an seinem Aufkommen. (vertraut und heimlich.) Den Pfaffen, werdet Ihr sehr ungelegen kommen. Sie haben Euch längst begraben geglaubt, und wollten die Burg wegschnappen. — Ich bin herzlich froh, Euch gesund und wohlauf wieder zu sehen.

Ewald. Führe mich zu meinem Vater.

Da trat der Schloßkaplan herzu, und freute sich, mit Worten gar sehr, den Sohn seines Herrn gesund wieder zu sehen, aber, es gieng ihm nicht von Herzen.

Ewald wurde zu seinem Vater geführt, und fand ihn schon sprachlos. Er gab aber durch Zeichen zu verstehen, daß er ihn kenne, und schien sogar sich zu freuen, ihn wiederzusehen. Er bemühte sich sehr etwas zu bezeichnen, aber man konnte nichts aus seinen Geberden abnehmen, was er eigentlich meine. Wahrscheinlich war es, daß er vielleicht seinen letzten Willen gern wieder geändert haben wollte. — — Er

starb,

starb, und sein Sohn, drückte ihm die Augen zu.

Kaum war der Verstorbene in seiner Vätergruft beigesetzt, so rückte der benachbarte Abt mit einer letzten Willensmeinung des Erblichenen heraus, in welchem seinem Kloster so viel geschenkt und vermacht worden war, daß unserm Ritter ausser seinen Burgmauern, auch nicht so viel übrig blieb, daß er so viel Wein und Korn als er jährlich brauchte, auf seinem Eigenthum hätte bauen laßen können. Daß er dabei nicht gleichgiltig bleiben konnte, kann man denken. Es kam also zur Erklärung.

Ewald. Herr Abt, getraut Ihr Euch vor Gott nnd der Welt das zu verantworten, daß Ihr mir so alles nehmt?

Abt. Es ist der letzte, heilige Wille Euers erblichenen Vaters.

Ewald. Den Ihr, wie ein Kind am Gängelbande geleitet, und das Testament abgeschwatzt habt.

Abt. Wer sagt das?

Ewald. Ich, sage es.

Abt. So sagt Ihr eine Unwahrheit.

Ewald. Reitzt mich nicht mit solchen Worten, zum Zorn. — Noch bin ich gelassen. — Ich will billig seyn. — Wir wollen theilen. Die Burg, behalte ich voraus, und dann wollen wir die Verlassenschaft meines Vaters theilen.

Abt. Geht nicht an. — Ich kann und darf meinem Kloster nichts vergeben. — Ich halte mich an die klaren Worte, wie sie hier stehen.

Ewald. Mein Vater konnte und durfte kein Testament dieser Art, zum Schaden seines Sohnes machen. Es ist null und nichtig.

Abt. Ihr wart ein unfolgsamer Sohn.

Ewald. Und Ihr — ein Betrüger.

Abt. Wie? —

Ewald. Das Testament, gilt nicht.

Abt. Das wollen wir sehen!

Ewald. Ich stelle mich vor dem Grafen Gericht. Dort, soll alles entschieden werden. Verklagt mich. — Wagt es aber nicht, einen einzigen Acker, einen einzigen Zipfel eines Weinbergs in Besitz zu nehmen, wenn Euch Euere und Euerer LeuteKnochen lieb sind.

Abt. Was sagt Ihr?

Ewald. Was ich gesagt habe.

Abt. Und Ihr bedenket nicht, daß ich es bin, der Abt, der —

Ewald. — das Testament erschlichen hat, das glaube ich. — Mein Vater, konnte weder lesen noch schreiben. Gott weiß! was Ihr ihm vorgelesen habt. Auf Treue und Glauben kritzelte er drei Kreuze unter dieses Instrument und hieng sein Siegel an.

Abt. Spahrt Euere Worte. — Hier, stehen die Namen der anwesenden Zeugen. Sechs geistliche Herren —

Ewald. — die ich verwerfe.

Abt. Fünf Ritter und Edele.

Ewald. Euere Anhänger, Dienstleute und Vettern. — Ich verwerfe die Zeugen. Das

Gra=

Grafen Gericht und mein Schwerd mögen entscheiden.

Abt. Beharrt Ihr bei Euerm Vorhaben?

Ewald. Ein Mann, ein Wort; ein Wort, ein Mann!

Abt. Fürchtet Ihr die Exkommunikation nicht?

Ewald. Nicht den Teufel, geschweige denn, so etwas!

Abt. Großer Gott! — dieser Ketzer, dieser —

Ewald. Keine Schimpfworte! — Ich schimpfe nicht wieder, aber ich schlage drein. — Euern Fehdebrief könnt Ihr mitnehmen, und wenn Ihr Euch binnen drei Tagen nicht eines andern besinnt, so will ich mit meinen Knechten Euere gefüllten Kehlenhöfe *) und Euere gespickten Kuttelhöfe **) so leeren, daß Ihr ewige Fasten haben sollt. —

Abt.

*) Kehlenhof, hies die Niederlage der Klöster von ihren Getränken.

**) Kuttelhof, war die Kloster Niederlage von geschlachteten Vieh, Wildpret, Vögeln 2c. 2c.

Abt. Das wolltet Ihr wagen?

Ewald. Gewiß!

Abt. Ohne den Bann des Bischoffs zu fürchten?

Ewald. Ich fürchte wie gesagt, selbst den Teufel nicht, wenn ich Recht habe, geschweige denn einen Bischoff. Euer Bann, krümmt mir kein Haar, so lange ich noch ein Schwerd trage. — Bedenkt Euch wohl! Wählt — Gütlicher Vergleich, oder Fehde. — Was wählt Ihr?

Abt. Ich halte mich an das Testament Euers Vaters.

Ewald. Nun! (reißt's ihm aus der Hand, und zerreißt es.) — So haltet Euch daran.

Abt. Verwegener! — Das wagst Du, ohne zu fürchten, daß Deine Hand erstarren möchte?

Ewald. Seht Ihr sie erstarren? — Ich, sehe nichts.

Abt. Teufel in Menschengestalt!

Ewald. Kein Wort weiter, oder ich schlage Euch hinter die Ohren, daß Ihr das Aufstehen

stehen vergessen sollt. — Unsere Unterhaltung ist abgebrochen. Thut nun, was Ihr wollt. — Ich weiß, daß Ihr Himmel und Hölle als ein wahrer Mönch *) gegen mich in Bewegung setzen werdet. Aber, ich bin ohne Furcht. Schon bei meines Vaters Lebzeiten habt Ihr mich bestohlen, da Ihr ihm bald diese, bald jene Schenkung abzuschwatzen wußtet. Ihr habt mir durch Euere Fuchsschwänzereien die Liebe meines Vaters geraubt; Ihr triebt mich in die Welt, und nun wollt Ihr mir auch noch so zu sagen, den letzten Bissen Brod aus dem Munde nehmen. Ihr nehmt mir Unterhalt und Leben durch ein abscheuliches Testament. Macht die Steine meiner Burgmauern zu Brode und das Wasser meines Schloßgrabens, verwandelt in Bier und Wein. Könnt Ihr aber das nicht, so dürft Ihr mir meine Aecker, Wiesen

*) Nach dem alten Sprichwort:

„Der Teuffel auß der Hell nicht ist
So kühne vnd so voller List,
Wie ein frecher Münch unverzagt,
Vnd ein alt listig Weib, man sagt.“

und Weinberge nicht stehlen, wenn ich nicht verhungern soll. — Ihr nehmt mir mein Leben und seyd unbarmherzige Mörder. Ich, wehre mich meiner Haut, und das, kann ich vor Kaiser und Reich verantworten. Verklagt mich nur. Wir sprechen uns. — Fehde zwischen uns! Fehde! Fehde!

Abt. Ewald! bedenk Dich wohl.

Ewald. Vergleich, oder Fehde. — Gebt nach.

Abt. Gott bewahre!

Ewald. Nun, so scheret Euch fort, ehe ich Euch zum Fenster hinauswerfe.

Abt. Ewald! — Ich übergebe Dich dem Teufel.

Ewald. (lacht.) Daran, thut Ihr nicht wohl. Denn, wenn ich einen Bund mit dem Teufel mache, so hole ich Euch so wahr, ich lebe! zum Tanz in der Walpurgsnacht, und Ihr sollt ein Tänzchen mit Euerer Konkubine machen, welches das letzte in Euerm Leben seyn soll.

Abt. Bist Du besessen?

Ewald. Der Teufel, war schon lange mein guter Freund. Er folgt mir allenthalben als Rüstbube nach. — Wollt Ihr seine Künste sehen? — Hier steht er, als Bube, und — seht! — (reißt ihr das Wamms auf.) nun ist er ein Weib.

Abt. (schaut hin.) So wahr ich lebe! — Ewald! Ewald! Deine Seele, Deine arme Seele ist verloren! —

Ewald. Jutta! der Herr Abt, wird Dich lieber in Weiberkleidern sehen. Leg das Wamms ab, und zeige Dich uns in weiblicher Tracht.

Abt. Diese Wendungen — diese Krümmungen — Ewald! Wenn Dir der Teufel dient, so ficht das Testament nicht an, und laß Dir Geld bringen, so viel Du brauchst.

Ewald. Mein Teufel ist arm, ich muß ihn selbst ernähren. Er kann gar nichts, als bei einem Manne schlafen.

Abt. Und, Du hast Dich mit ihm eingelaßen? — Wie einfältig ihr Laien doch immer seyd! — Geld und Schätze muß der Böse

 brin-

bringen, wenn man sich ja mit ihm einläßt. — Hat er Dir etwa gelernt, Dich, unsichtbar zu machen?

Ewald. Nein. —

Abt. Du bist aber doch wohl fest gegen Hieb und Stich?

Ewald. Ja, das bin ich.

Abt. Wie lange dauert der Bund?

Ewald. Hundert Jahre und drei Tage.

Abt. So bist Du geborgen. So alt, wirst Du nicht.

Ewald. Schwerlich! —

Abt. Nun — aber — Wie stehen wir also mit einander?

Ewald. Ihr, wie ein Habicht, und ich, wie eine Krähe. Beide, auf zwei Beinen. — Aber ernstlich gesprochen. Wir theilen, und scheiden friedlich von einander. Bedenkt Euch. — Es setzt blutige Händel. — Und, jede Nacht, schicke ich Euch meinen Teufel vor Euer Bette.

Abt. Bewahre Gott! — Ich bin so lüstern eben nicht. — Behaltet das Wesen für Euch. Ich kann mich mit Geistern nicht abgeben. — Ewald! — Acht Tage Ruhe und Friede zwischen uns, bis ich Verhaltungsbefehle vom Bischoff erhalten habe.

Ewald. Das, bin ich zufrieden. Fragt an, und schreibt ihm, meine Losung sey: Vergleich, oder Fehde! —

Abt. Da kömmt Euere Teufelin! —

Ewald. Ich will ihr einmal befehlen, einen Euerer Mönche aus dem Schloße durch die Luft in sein Kloster zu führen.

Abt. Bist Du toll? — Nein! das gebe ich nicht zu.

Ewald. Oder, wollt Ihr etwa selbst —

Abt. Gott sey bei mir! — Nicht um aller Welt Schätze.

Jutta. (naht sich dem Abte.) Ich will Dir wahrsagen.

Abt. (zieht sich zurück) Danke! danke! — Ich mag Gott nicht versuchen. — Ewald! Du

kannst in große Verantwortung kommen. Alle Turnierschranken bleiben Dir verschlossen. Jedermann wird Dich fliehen —

Ewald. Seyd Ihr der erste, der das thut und geht. — In acht Tagen sprechen wir uns wieder.

Der Abt reiste sogleich zu dem Bischoff und klagte wegen des begangenen Frevels Ewalds, den er noch dazu als einen Zauberer angab. Auf diese Art, konnte es nach damaligen Begriffen, gar nicht fehlen, Ewald, wurde in den Bann gethan. Die Vasallen des Bischoffs, der Schirmvogt des Klosters, wurden aufgeboten, und es kam nun zum öffentlichen Bruche, zur Fehde, bei welcher Ewald sich ohne Bundsgenossen, und sein Verderben mit Gewißheit sah.

In dieser bedenklichen Lage, fiel er, sich sicher zu stellen, eine Wallfahrts Prozession mit seinen Knechten an, nahm sechs Mönche und

zwei

zwei Edelweiber deren Männer des Abts Schirmvögte und Freunde waren, weg und schleppte sie in seine Burg, wo er sie wohl halten, aber eben so wohl verwahren lies.

Ferner, plünderte er einen Kehlhof und eine Mühle des Abts aus, um sich Vorrath an Lebensmitteln zu verschaffen, und warb noch einige Landstreicher an, die verwegen genug waren, um ein Maas Wein alles zu wagen. Auch trieb er dem Abte achtzig Stück Kühe und zweihundert Schafe von der Weide in seine Burg, raubte Heu, Stroh, Gerste und Korn, und verbrannte, was er nicht fortbringen konnte.

Aber nun rückten die Belagerer an, forderten ihn auf die Weiber und Mönche auszuliefern und sich zu ergeben.

Da antwortete Ewald zurück:

„Werdet ihr nicht wieder abziehen und meine Burg berennen, so werde ich alle die Mönche die in meiner Gewalt sind, einen nach dem andern, vier und zwanzig Stunden lang auf die Warte setzen, dann, in den Burggraben

 stürzen,

stürtzen, und jede Nacht, die ihr vor meinem Schlosse liegt, muß eine von den beiden Edelweibern die ich bei mir habe, mir zu Willen seyn. — In euere Gewalt aber, werdet ihr mich nie bekommen. — Die Weiber, schicke ich euch zu, so bald sie schwanger sind. — Zwingt ihr mich einen Ausfall zu thun, so werfe ich Feuer in des Abts Kloster. Darauf gebe ich euch mein Wort."

Da kamen die Anführer zusammen und berathschlagten sich, was zu thun sey.

Die meisten, riethen, Gewalt zu brauchen. — Ritter Görg Kleibach, war nicht ihrer Meinung.

„Ihr zwingt Ewalden — sagte er — das Aeusserste zu wagen. Die Mönche, verlieren das Leben, die Weiber, ihre Ehre in seiner Burg. Noch dazu, hat er ein Teufels Gespons in seiner Veste und wenn ihr ihn im Schlosse zu fangen glaubt, fährt er durch die Luft davon. — Der Abt, mag sich mit ihm vergleichen."

Diese Worte, fanden keinen Eingang. — Das Schloß wurde berennt.

Ewald, that einen Ausfall. Jutta, in Bubenkleidern, focht männlich an seiner Seite. Aber sie war zu unvorsichtig und wurde bei dem Rückzuge gefangen genommen.

Diesen Unfall nahm Ewald sehr zu Herzen. Er schickte einen Trompeter ab, forderte seine Jutta zurück und erbot sich dafür zur Auslieferung der gefangenen Weiber und Mönche.

Ritter Görge stimmte für die Annahme dieses Erbietens. — Die andern, wollten nichts davon hören. Sie wollten zur Ehre der Kirche, eine Teufelin verbrennen sehen.

Ewald bereute seine Unvorsichtigkeit. Er schickte seinen Rüstmeister ab und lies seinen Feinden wissen, daß er einen unüberlegten Spas getrieben habe, daß Jutta getauft, eine Christin, und keine Teufelin und keine Hexe sey, — aber, alles, war tauben Ohren gesagt.

Die Sucht und Wuth eine Unholdin zu braten, übertäubte die Stimme der Ueberlegung.

Sie

Sie setzten Klugheit und Vortheile aus den Augen. Sie fielen mit Ingrimm und Schadenfreude über Jutta her, erpreßten auf der schrecklichsten Folter das Geständniß der Teufelei, des Hexenhandwerks, der Zauberei und Unholdschaft von ihr, sprachen ihr das Urtheil, führten sie auf den Scheiterhaufen und verbrannten sie Ewalds Burg gegenüber.

Ewald war ausser sich, als er die Flamme gen Himmel steigen sah, und den Zuruf vernahm:

„Deine Teufelin, Ewald, wird jetzt gebraten!"

So gleich lies er dreie seiner gefangenen Mönche herbei führen, auf die Burgzinnen setzen und in den Graben hinabstürtzen.

Mit Schaudern und Entsetzen vernahmen die Feinde Ewalds das Geplärr der Mönche, aber bei dem klagenden Angstgeschrei der flehenden Jutta, hatten sie nichts empfunden. Der Bischoff wüthete mit Baunstralen und Flüchen gegen den Frevler der es gewagt hatte, die Kuttenherren dem Tode zu überliefern und

man schwur, von der Veste Ewalds keinen Stein auf dem andern zu laßen.

Ewald, der sich verlassen und ohne Bundesgenossen sah, wurde wüthend und der Ausbruch seines Zorns schien den Untergang seiner ganzen Burg nach sich zu ziehen.

Er lies die eine der gefangenen Edelfrauen vor sich führen, erzählte ihr was man im Lager mit seiner Jutta begonnen habe, und um nicht durch eine rasche That alles zu verderben, was noch nicht verdorben war, schickte er sie hinaus mit einer Botschaft in das Lager.

„Ritter Ewald läßt Euch sagen, — sprach sie; — daß der Tod seiner Jutta ihn wohl berechtige seine Wuth fürchterlich an den gefangenen Weibern zu kühlen, dennoch hat er mir die Freiheit geschenkt und schickt mich mit unverletzter Ehre wieder zurück. Er bittet um Einstellung aller Feindseeligkeiten. Ihr sollt den Bann gegen ihn aufheben, er will sich mit seiner Veste begnügen und dem Abte die Erbschaft zugestehen, wenn Ihr friedlich abziehen wollt. Auch will er alsdann die Mönche und meine Schwä-

gerin, unverletzt ausliefern. Er bittet Euch ihn nicht der Raserei preis zu geben und seine Hände mit Blute zu beflecken, welches Wehe über Euch und Euere Hartherzigkeit rufen würde."

Ritter Görge und noch einige, fanden Ewalds Vorschlag der Annahme würdig. Aber der Abt drang auf des Ritters, und seiner Veste gänzlichen Untergang. Dadurch entstanden im Lager zwei Partheien und mitten unter dem Gezänke, rührte ein Schlagfluß den Abt, der, mit dem Becher in der Hand, glühend vor Zorn und Weingeist, alle Kräfte seiner Lunge sammelte, Ewalden Tod und Verderben zu drohen.

Dieser Todesfall, änderte die Lage der Sachen. — Zuerst, wurde Waffenstillestand gemacht, und endlich, kam es zum Frieden und Vergleiche.

Das Testament von Ewalds Vater, blieb rechtskräftig. Der neue Abt, nahm Besitz von dem Vermächtniß und Ewald, behielt nebst zwei Weinbergen, nur seine Veste. Der Bann

gegen ihn, wurde aufgehoben, und seine Gefangenen gab er los. — Uebrigens, mußte er versprechen, so bald es ihm möglich sey, eine Fahrt nach Jerusalem zu thun und dort Vergebung seiner Sünden wegen des Mönchmordes, zu holen.

Und so mit, war die Sache diesmal beigelegt.

Dieser Vergleich, hatte Ritter Ewalden in eine Lage gesetzt, die eben nicht beneidenswerth war, denn seine Einkünfte waren so schlecht, daß er kaum sich selbst, geschweige denn seine Knechte ernähren konnte.

Die Notwendigkeit trieb ihn daher, ganz im Stillen, die Strassen unsicher zu machen und zu nehmen, was, und wo er etwas kriegen konnte. Aber das Geschrei der Beraubten wurde immer lauter und täglich, war für Ewalden ein neuer Sturm zu besorgen.

Seine Nachbarn lauerten ihm auf den Dienst, und er hielt sich einige Zeit eingezogen. Not

und Hunger trieben ihn aber bald wieder aus seinem Neste. Er nahm, was er bekommen konnte, und seine Buschklepperei, wurde in seiner Gegend bald zum Sprichworte. Er selbst, wurde sehr gefürchtet und gescheut.

Durch diese Umstände und Verhältnisse, wurde Ewalds Leben immer wüster. Ein Raub, war ihm eine Kleinigkeit, ein Mord, eine unbedeutende Sache. Er sprach von dem allen, wie von ganz gewöhnlichen und erlaubten Dingen und fragte weder nach dem Himmel noch nach der Hölle etwas. Seinen Kaplan, der ihm das Gewissen wecken wollte, trieb er aus dem Schlosse und dieses wurde zuletzt eine wahre Räuberhöle.

Landstreicher und unzüchtige Dirnen wohnten in der Veste und alles lebte so bunt durch einander, wie ehemals die verschiedenen Generationen in dem Kasten der den Erzvater Noah den Wellen entriß. Die Kühnheit und Rohheit der Männer wuchs mit jedem Tage, und die Frechheit der Weiber in der Burg, überstieg alle Grenzen.

So

So weit konnte es mit Ewald durch ein väterliches Testament kommen! —

Dennoch, sollte endlich der Tag der Bekehrung erscheinen. Hier, ist das Faktum, wie man es gemeinhin angiebt. *)

Ewald hatte Kundschaft von Heimführung zweier Bräute erhalten, welche die benachbarten Mönche aus freundschaftlicher Bekanntschaft reichlich ausgestattet hatten. Diesen die Brautsteuer abzunehmen, zog er mit seinen Knechten aus, die er wohl vertheilte, um den Brautleuten auf den Dienst zu lauern. Er selbst versteckte sich nebst seinem Knechte Max, der ein Ausbund aller Schelmereien war, in ein zerstöhrtes Kirchlein, wo er auf einer alten Todenbahre sein Nachtlager nahm.

Als

*) S. Waldschmidts Hexen und Gespensterpredigten. S. 485. 486. — Er führt, als Gewährsmänner, das Buch Wend Unmuth, und D. Dieter T. II. Conc. 4. in cap. 17. Sap. p. 1016. 1017. an.

Als nun der Himmel graute, warf er sich auf sein Roß und ritt in's Freie sich auf Kundschaft zu legen und zu sehen, ob die Brautleute sich auf den Weg gemacht hätten.

Schon waren sie einige Schritte geritten, als der Schnapphahn erst seine Blechhandschuhe vermißte. Er schickte Maxen zurück dieselben zu holen und sagte ihm, er habe sie auf der Todenbahre liegen laßen.

Max ritt fort, und kam bleich und entstellt zu seinem Herrn wieder zurück.

Ewald. Nun? was hast Du? — Wo sind meine Handschuhe?

Max. Ach! Herr Ritter! —

Ewald. Rede! — Die Handschuhe?

Max. Ach! Gott sey bei uns! ich bin des Todes. — Herr Ritter! Die Handschuhe — hat ein anderer genommen, dem ich sie nicht abjagen mag.

Ewald. Bist Du toll? — Ein anderer, meine Handschuhe? — Wer ist er?

Max. Ach lieber Gott! Auf der Bahre sitzt ein feueriges Gespenst, hat Euere Handschuhe angezogen, und streicht sie auf das glatteste und zierlichste, als freue er sich recht über diese Beute.

Ewald. Du bist verrückt!

Max. Geht hin, und seht es selbst.

Ewald. — — Und wenn auch! So bist Du ein feiger Krippenreuter. Willst Dich unterstehen deinen Kerl auch deren wohl zwei, dreie zu packen, und hast das Herz nicht einem lumpichten Gespenste seinen Raub abzujagen? — Schäme dich Deiner Verzagtheit! —

Max. Ach Herr! zwischen einem Menschen und einem Gespenste, ist ein großer Unterschied.

Ewald. Schweig! — Folge mir und sieh, wie ich mir mein Eigenthum wieder zu verschaffen gewohnt bin. Durch die christliche Vorsorge der Pfaffheit, habe ich so wenig übrig behalten, daß ich so gar meine Blechhandschuhe nicht mißen kann, und sollte ich mich darum, selbst mit dem Teufel raufen müssen.

Max. Gott sey bei uns! — Ich weiß, daß Ihr ein kühner Degen seyd, und keine Furcht kennt; aber — o! reutet nicht hin. Ihr habt es jetzt nicht mit Menschen zu thun. —

Ewald. Was thut das zur Sache? — Wer etwas nimmt das mir gehört, dem suche ich es wieder abzujagen, er sey nun Mensch oder nicht, Drache oder Gespenst. — Meine Handschuhe muß ich wieder haben. Da hilft kein Einreden. — Reute zu und folge mir, oder bleib zurück, wenn Du eine Memme bist.

Max. Ich folge Euch.

Und sie sprengten nach dem zerstöhrten Kirchlein zurück.

Hier sah Ewald, was er seinem Knappen kaum geglaubt hatte.

Ein gräßliches, halbmenschliches feueriges Unthier mit Hörnern und Klauen geschmückt, sas auf der Bahre, wälzte rasch die Feueraugen in dem Kopfe herum und strich die Blechhandschuhe auf das zierlichste und glatteste, als freue es sich recht herzlich seiner Beute.

Ewald

Ewald stieg ab, gab Maxen sein Roß zu halten, und gieng in das Kirchlein. — Max schaute ängstlich durch die Thür die sonderbare Szene.

Das gespenstige Unthier, lies sich nicht stöhren, schien den Eintretenden gar nicht zu bemerken und fuhr fort die Blechhandschuhe aufs zierlichste und glatteste zu streicheln, die ihm eine sehr angenehme Beute zu seyn schienen.

„Wer bist Du?“ — fragte Ewald mit entschlossenem Tone.

Er erhielt keine Antwort.

„Ich frage: wer bist Du? und was machst Du hier mit meinen Blechhandschuhen?“

Es erfolgte keine Antwort.

„Wetter und Hölle! gieb Bescheid, oder ich schlage Dich hinter die Ohren, daß Du an mich denken sollst. — Gieb mir mein Eigenthum zurück.“

Da fiel im dumpfen Tone die Antwort:

„Bist Du nicht selbst ein Räuber? — Gieb andern ihr geraubtes Eigenthum zurück und bekehre Dich.“

„Bist Du da, mit mir zu rechten?“

„So ist es.“

„Laß das. — Willst Du mir die Handschuhe geben? ist die Frage.“

„Nein!“

„Nicht? —“

„Nein, nein!“

Sogleich stürtzte Ewald auf den höllischen Freibeuter zu, und suchte ihm die Handschuhe zu entreissen. Dieser, der keine Lust hatte, ihm dieselben zu geben, setzte sich zur Wehre, und so mit, begann ein Kampf, der in seiner Art, gewiß einzig war.

Ewalds nervichte Fäuste schlugen wacker darauf los, und des Unthiers Krallen, waren auch nicht müßig. Sie schlugen, rissen, rangen und balgten sich mörderlich herum. — Maxen vergieng Hören und Sehen.

Endlich, neigte sich doch der Sieg auf Ewalds Seite. Er schlug die erkämpften Handschuhe seinem Feinde noch einmal düchtig um den Kopf und sagte:

„Warte Popanz! — Ein andermal balge Dich wieder mit Ewalden, der weder Menschen noch Teufel scheut. — Mein Leben durfte es kosten, aber mein Eigenthum nicht. Und wär es der kleinste Stift meiner Rüstung, der unbedeutendeste Riemen meines Sattelzeugs gewesen, ich hätte mein Leben daran gewagt Dir ihn wieder zu entreißen. — Hast du sonst etwas gegen mich, so bin ich zu finden.“

„Ich werde Dich finden.“

„Ich erlaube Dir, mich zu suchen.“

„Ich habe Dich schon gesucht und gefunden.“

„Das hast Du gefühlt und empfunden.“

Lachend schwang Ewald sich auf sein Roß und trabte davon. — Erstaunt und erschrocken ritt Max ihm nach.

Der Himmel wurde röther in Osten. Hufschlag durchtönte den Wald. Reuter sprengten einher.

Ewald hielt seitwärts und Max zitternd neben ihm, eine neue Balgerei fürchtend.

Die Reuter kommen näher, schwarz gekleidet, schwarze Nebelkappen über die Gesichter gezogen, und saßen auf kohlschwarzen Rossen. Sie sprengten vorbei, ohne weder links noch rechts zu schauen und schienen unsere Reuter an der Seite, gar nicht zu bemerken.

Einer aus der schwarzen Rotte trabte allein hinter derselben her und führte ein lediges, gesatteltes pechschwarzes Roß an der Hand, wohlausstafirt und geschmückt.

Diesem nahte sich Ewald dreist und kühn, sprengte hervor und verritt ihm den Weg.

„Halt an Landsmann!" — schrie er ihm zu.

Der schwarze Reuter folgte diesem Zuruf und hielt an.

„Sag an, — fuhr Ewald fort; — wer waren die schwarzen Gesellen die so eben hier vorüber ritten und denen Du folgst?"

„Huha Zernebock! Es war das wüthende Heer;" — antwortete der Schwarze.

„Ei!

„Ei, ei!"

„Du hast wohl viel schon von diesem Heer gehört?"

„Mancherlei, das nicht zum besten klang, wovon ich aber auch kaum die Hälfte glaube."

„Du bist ein Ungläubiger."

„Nicht das, aber, kein Leichtgläubiger, so wenig als einer, den blose Furcht Hasensprünge lehrt."

„Darauf, kennt man Dich."

„Du führst ein lediges Roß. Wem mag daßelbe wohl zustehen?"

„Das Roß gehört einem treuen Diener meines Herrn."

„Der heißt? —"

„Ewald Rechberger. —"

„Wie?"

„Huha Zernebock! Heute über's Jahr, wird dieser Ewald erstochen werden, und dann wird er auf diesem Rosse in sein Losament reuten,

wohin er gehört, und wo er erwartet wird. Huha Zernebock!"

Damit, sprengte der schwarze Reuter davon.

„Steh! steh!" — rufte ihm Ewald umsonst nach.

Max, zitterte an Händen und Füssen, und Ewald ritt unbefangen fort, als sey nichts geschehen.

Max. — Herr Ritter! —

Ewald. Was giebt's schon wieder?

Max. Ich wollte nur fragen: was Ihr zu dem allen sagt und denkt?

Ewald. Was ich dazu sage? — Possen! — Was ich dabei denke? — Die Pfaffen spielen eine Mummerei auf meine Unkosten, und denken, ich soll mich fürchten. — Daraus wird aber nichts. — Ich kenne die Vögel an den Federn und die Habichte besonders, an den Krallen.

Max. Aber, wie könnt Ihr das denken?

Ewald. Wie könnte ich das nicht denken?

Max. Ihr glaubt also nicht, daß dieses der Böse und sein Herr, selbst war?

Ewald. Nicht so willig und leicht, wie Du.

Max. Nun, so weiß ich nicht was ich — Wer kömmt denn da schon wieder?

Es war ein Einsiedler, der aus dem Gebüsche kroch.

Ewald. Wohinaus Waldbruder?

Einsiedler. Grüß' Euch Gott, Herr Ritter! — Ich will nach der Martinskapelle. — Habt Ihr nichts gesehen?

Ewald. Was?

Einsiedler. Eine Reuterei, die, — Gott sey uns gnädig! — Es war wahrhaftig das wüthende Heer.

Ewald. Habt Ihr so genaue Kenntniß von den Höllenrittern?

Einsiedler. Ich kenne die Zeisige aus den Legenden.

Ewald. Aha! —

Einsiedler. Wohin geht's zu?

Ewald. Auf eine Brautschau.

Einsiedler. So, so! — Mit solchen Geschäften, habe ich nichts zu thun. — Gehabt Euch wohl! —

Er gieng. Ewald lächelte:

„Der, war auch abgeschickt, mich zu belehren. Aber — ich bin, dem Himmel sey Dank! ungelehrig. — Fort! daß wir den Brautreigen nicht versäumen."

Max schüttelte den Kopf, und trabte seinem Herrn gedankenvoll und nicht wenig erschüttert, nach.

Der Tag brach an. Mit Saitenspiel und Sang kamen die neuen Ehemänner mit ihren Frauen und Freunden einhergezogen. Sie jubelten gar sehr, und waren hocherfreut. Aber ihre Freude, wurde bald in Leid verwandelt. — Auf Ewalds Wink, brachen seine Knechte los, zer-

streuten den Zug und erbeuteten zwei Wagen mit Hausgeräthe, und zwei Kästchen mit Brautsteuern, walkten bei der Gelegenheit ein paar wohlbezechte Mönche die den Brautleuten das Geleite gaben, weidlich durch, und führten ihrem Herrn ein artiges, schwarzäugichtes Mädchen zu, die als Köchin einem benachbarten Prälaten zugeführt werden sollte. Ewald behielt sie selbst als Köchin bei sich, und ob es gleich in des Ritters Veste nicht so viel und mancherlei zu kochen gab, als in einem Kloster, so hatte sie dennoch zu thun genug, denn es gieng in dem Schlosse gar traulich und liebefrei her.

Indessen, fiengen Mönche, Bauern, und die Bürger der benachbarten Städte, wieder an, gegen Ewalden laut zu werden.

Die Mönche nennten ihn einen eingefleischten Teufel und Bürger und Bauern, nennten ihn einen adelichen Räuber. Daraus machte

sich

sich Ewald aber nichts, und nahm die, welche ihn geschimpft hatten, sobald er Gelegenheit dazu fand, noch ärger mit. Besonders, zwickte er die Mönche reicher Klöster wo er nur wußte und konnte, und lies von armen Mönchen für eben dieses Geld, wieder Messen für sich lesen.

Im höchsten Grimme wendeten sich endlich die geistlichen Herrn an den Grafen von Achalm und baten ihn um Schutz gegen Ewalden. Der Graf, lies sich seine Hülfe wohlweislich voraus bezahlen, und darauf, schrieb er an Ewald und gebot ihm Ruhe, bei Androhung der schwersten Fehde.

Ewald, der dem Grafen nicht gewachsen war, versprach Ruhe zu halten und hielt sich einige Zeit auch sehr eingezogen. Aber der Mangel und die Langeweile trieben ihn bald wieder aus seiner Veste heraus.

Da gieng der Lärm abermals an. Bürger und Bauern, Laien und Mönche schrieen um Hülfe, und als sie es bezahlten, sagte der Graf von Achalm Ewalden endlich Fehde an, und

zog mit seinen Vasallen und Reisigen gegen ihn aus.

Ewald rückte rasch und entschlossen mit seiner Bande seinem Feinde muthig entgegen. Es kam zu einem harten Gefecht, in welchem aber endlich doch die Gräflichen siegten, wiewohl ihnen der Sieg viel Blut kostete.

Mißmuthig zog Ewald sich nun zurück, und setzte sich abermals, dem Feinde die Spitze zu bieten.

Der Feind suchte ihn auf. Es kam zum zweiten Gefecht, und Ewald, verlor abermals den Sieg.

Da zog er nach seiner Burg zu, steckte aber zuvor in der Nacht das nächstgelegene Kloster an. Die Mönche flüchteten, den Flammen zu entrinnen, in ein benachbartes Nonnenkloster, wo sie wohl aufgenommen wurden, und verfluchten den Ritter, der den angenehmen Besuch nothwendig gemacht hatte.

Nun aber wurde Ewalds Burg enge umschlossen und ihr wurde hart zugesetzt.

So lange die Lebensmittel dauerten, hielt sich Ewald ganz still in seiner Veste, als es aber daran gebrach, wagte er, sich Unterhalt zu verschaffen, verschiedene Ausfälle, nicht ganz ohne Nutzen. — Endlich aber, geschah es, daß er bei einem Ausfalle durch das Schwerd eines feindlichen Knechtes fiel. Da waren Jahr und Tag verstrichen, wie der Schwarze ihm vorhergesagt hatte.

Er wurde in keine geweihte Erde begraben, und seine Burg, wurde zerstöhrt.

III.

Erich und Guevara.

König Friedlef I. war zu seinen Vätern gegangen, *) und sein siebenjähriger Sohn, wurde unter dem Namen Frotho III. zum König der Dänen ausgerufen. Seine Hofmeister Westmar und Kolo, nahmen sich nebst Isulf, Aggo und mehreren Herren, der Regierungsgeschäffte an, und führten dieselben sehr wohl, bis Frotho mündig wurde, und zur Freude seiner Vasallen und Unterthanen, selbst den Thron, als Regent bestieg.

Nun lag man dem neuen König an, sich anständig zu vermälen. Es wurde eine Gesandtschaft an Hun den König der Hunnen geschickt,

*) Im Jahr 39. vor Chr. Geb. — Die Grundlinien, aus welchen ich diese Erzählung gebildet habe, liegen in dem Buche: Leben der Könige in Dännemark ꝛc. Nürnb. 1685. S. 76 — 113.

schickt, welche ihn ersuchte, sein Fräulein Hanunda in die Brautkammer des Königs der Dänen zu liefern.

König Hun selbst machte sich auf den Weg, kam mit den Abgesandten nach Dännemark, und überlieferte dem jungen Könige seine Tochter zur Gemalin. — Die Hochzeit, wurde feierlich begangen, und König Hun, zog wohlbeschenkt von seinem Schwiegersohne, in sein Reich zurück.

Fräulein Hanunda, jetzt Königin der Dänen, war eine der größten Modeschönheiten damaliger Zeit. Das heißt: ein zärtlicher Muskadin unserer Zeit, wär bei ihrem Anblick in Versuchung gerathen sie für eine Riesin zu halten, und hätte befürchten müßen, in der ersten zärtlichen Umarmung von ihr erdrückt zu werden. Denn der damalige Schlag, von, besonders Nordischen, Weiber = Schönheiten, gab jenen einer Dejanira, Attalenta, Omphale, 2c. im geringsten nichts nach. Die Damen spiel=

spielten mit den Schlacht-Keulen ihrer Liebhaber, wie die Schönen unserer Zeit, mit ihren Sonnefächern und ein zärtlicher Liebesdruck von ihrer Hand, würde einem schmachtenden Siegwartianer alle Finger zerbrochen haben.

Das waren die Weiber für jene Männer, wie sie, noch späterhin, Ossian in seinen kraftvollen Gesängen schildert, anmuthig dennoch in ihrer rauhen Gestalt.

Der König, war von der Schönheit seiner Gemalin entzückt, und seine Hofleute mit ihm. Ja, es gab sogar einen unter seinen Hofherren, den Sohn seines Hofmeisters Westmar, genannt Grepp, der das Plänchen machte, den glücklichen Liebhaber der Königin zu spielen.

Ueberhaupt, waren die Hofleute des Königs damals sehr lockere Zeisige. Dännemark hatte Friede, und diese saubern Vögel, hatten Langeweile. Um nun nicht ganz ohne Beschäftigung zu seyn, giengen sie auf Liebesabentheuer aus. Alle Jungfrauen waren in Gefahr und kein Weib war für der Zudringlichkeit dieser Hofjunker sicher. Was Schmeicheleien nicht

bewirkten, das thaten Drohungen, und wo ihre Ueberredung nicht giltig war, da überzeugten ihre Schwerdter. So begiengen sie tausendfache Ungerechtigkeiten, und dem Könige konnte nichts davon zu Ohren kommen, denn die feinen Vögel machten den Zugang zu dem König durch ihre Wachsamkeit sehr unsicher. Ueberdies, verbreiteten sie noch das Gerücht, der König spreche keinen Menschen, der ihm nicht große Geschenke darbringe. — Das Volk wurde darüber sehr aufgebracht, und haßte den König eben so unschuldig, als dieser durch seine Hofleute in's Gerede gekommen war.

Ja, die Zudringlichkeit und der Unternehmungsgeist dieser dreisten Abentheuerer gieng so weit, daß selbst die Schwester des Königs Gunvara sich eine starke Leibwache zulegen mußte, um ihren gewaltthätigen Anmuthungen Gewalt entgegensetzen zu können.

Indem nun ein jedes Mitglied dieser Hofbande seinen Lüsten nach Belieben nachhieng,

reiften Grepps Plane immer mehr. Seine glatten Worte und Schmeicheleien, seine männliche Gestalt und sein verbindliches Betragen, nahmen nach und nach das Herz der Königin für ihn ein. Sie sah und hörte ihn gern. Er gefiel ihr, und endlich, kam er einmal von ungefähr zu dem höchsten Ziele seiner Wünsche. — Die Bahn, war gebrochen, und Grepp, wurde erklärter Liebhaber seiner Souverainin. Sie theilte mit ihm die Freuden ihres Bettes, und der König, ahndete gar nichts davon.

Indeßen stieg der Haß der Unterthanen gegen den König und sein freches Hofgesindel immer mehr, und erreichte zuletzt den höchsten Gipfel. Edele Jünglinge jammerten um ihre verführten Bräute und rechtschaffene Männer knirrschten über die, ihren Eheweibern angethanene Schmach. Empörung kochte im Innern der Tapfern, und Verachtung traf den König und seinen Hofstaat. Ja, einige der Beleidigten, trugen sogar ihre Klagen dem König Gothar in Norwegen vor und reitzten ihn, unter Versprechung ihres Beistandes, ei-

nen Einfall nach Dännemark zu wagen, ihre Schmach zu rächen und dem verhaßten Frotho die Krone zu entreissen.

König Gothar war leicht zu diesem Unternehmen zu bewegen. Die Krone der Dänen strahlte ihm lieblich entgegen, er wollte die Klagenden rächen und seine Provinzen vermehren. Sein Kriegsheer sollte sich zusammenziehen, und sein Reichs Rath wurde zusammen berufen.

Gothar trug die Sache vor, und sprach:

„Könige sind von den Göttern erkohren die Rächer bedrückter Nationen zu seyn. Der König der Dänen und seine Hofleute sind [illegible]rbrecher. Sie opfern die Blüte der edelsten Jungfrauen, die Zier aller rechtschaffenen Weiber ihren Lüsten. Sie zerreißen muthwillig die heiligsten Banden der Natur und des Staates. Sie bedrücken das Volk mit tausendfachen Lasten. Laßt uns aufstehen gegen diese Verräther! laßt unsere Schwerdter die Schmach des unglücklichen Volkes rächen, das Hülfe bei uns sucht. Krieg dem Könige Frotho und seinen Miethlin-

lingen! — Was sagt Ihr dazu, meine Räthe und Getreuen?"

Beinahe einstimmig fielen sie alle dem Könige bei, und lobten seinen gerechten Entschluß. Nur der einzige Erich, eines tapfern Kämpfers, Regners Sohn, stimmte nicht bei. Er stand auf im Rathe, und sprach:

„Ihr wißt doch wohl, daß oft der, der nach einem fremden Guthe strebte, darüber selbst zu Grunde gieng und sein Eigenthum verlor? Oft büßte der, der zweierley verlangte, beides ein. — Mein König rechnet vergeblich auf die Feindschaft der Dänen gegen ihren König. Diese verschwand nur allzuoft, wenn ein Fremder sich als Feind zeigte, wär es auch unter dem Namen eines Rächers geschehen. Jede Nation hat ein eigenes Interesse, und findet sich beleidigt wenn ein fremdes Volk sich in seine Angelegenheiten mischen will; gleichsam, als traute ihr daßelbe nicht genug eigenthümliche Rachekraft zu; nicht Mut genug die lastenden Fesseln selbst zu zerbrechen. — Jetzt scheinen die Partheien in Dännemark getheilt

zu seyn, aber, sie werden in uns ihre gemeinschaftlichen Feinde, die Feinde ihres Landes erblicken, ehe wir es uns versehen. Dann, werden sie sich vereinigen, und einmüthig und verbunden uns unter die Augen treten. Jedermann läßt sich lieber durch einen eingeborenen Fürsten, als durch einen fremden Regenten beherrschen. Ein jedes Land ist einem Herrscher seiner eigenen Nation lieber unterthan, als einem fremden Fürsten, der nach der Krone eines fremden Landes greift. Frotho wird uns nicht in seinem Lande erwarten, und indem wir nach seiner Krone haschen, werden seine Krieger unser Vaterland verheeren. — So denke ich von der Sache. Ich rathe nicht zum Kriege."

Der König schenkte so gleich dem Sprecher den Beinamen des Beredtsamen, lobte seine Klugheit, beschloß aber dennoch den König Frotho so lange zu necken, und zu reitzen, bis der Krieg unvermeidlich würde.

Rafnus, ein kühner Meerräuber der Norweger, erhielt sogleich den Auftrag gegen die Dänen zu kreuzen. Diese aber, schickten ihm

einen erfahrenen Seemann, Oddo genannt, entgegen, der zugleich ein mächtiger Zauberer war, oft allein über die Wellen ohne Schiff, einher fuhr, Sturm und Ungewitter erregte und die feindlichen Schiffe in des Meeres Abgrund versenkte.

Dieser allgewaltige Mann, bekam kaum die Schiffe der Norweger zu Gesichte, so murmelte er seine Zauberworte her, goß einen schäumenden Balsam in die See, und sang seine mächtigen Zauberverse mit rollenden Augen und starker Stimme ab. Da sang er:

„Perlende Tropfen! schäumende Wellen!
rollender Schweiß Ymers!*)
Oddo, Asgars Sohn
wälzt auf dem Rücken des Meers

sich

*) Dieses zu verstehen, muß man die Tradition der nordischen Völker, nach der jüngern Edda, kennen, nach welcher das Weltgebäude aus dem erschlagenen Riesen Ymer, von den Söhnen der Götter erbaut wurde und seine wunderbare Existenz erhielt. Hier ist die Beschreibung dieser Bildung: (S. Gräters Bragur. 1. Th. S. 200.)

„Aus Ymers Fleisch
Ist die Erde geschaffen,

Aus

sich furchtbar, muthig dahin.
Oddo erhebt seine Stimme,
gegen die schäumenden Wellen,
gegen die Luft.

Thürmt euch zu Bergen,
wöllbt euch zu Abgründen
schäumende Wellen;
zum Untergange
der feindlichen Schiffe!

Verfinstere dich, Luft,
Tag werde Nacht,
laut brülle der Donner,
zum Untergange
der feindlichen Schiffe!

Täusche ein Blendwerk
mächtig die Sinne
der drohenden Feinde!

Aus dem Schweiße die See,
Aus den Knochen die Berge,
Aus den Haaren das Gras,
Aus dem Haupte der Himmel.
Aus seinen Braunen
Machten die gnädigen Götter
Midgard den Menschensöhnen,
Aus seinem Gehirn,
Die Wollken all."

Eine Mythe, eben so sonderbar als schön, eben so eigen in ihrer Art, als kühn!

Oddo erhebet die Stimme,
und fluchet den Feinden,
und wünschet Verderben
auf sie herab!"

Auf einmal, siehe da! ein mächtiges Blendwerk! — Rafnus und seine Helden glaubten die Dänen mit langen, feuerigen Schwerdtern angesegelt kommen zu sehen, wurden von den Feinden angegriffen und geschlagen. Nur sechs Schiffe entkamen, den Norwegern ihre Niederlage kund zu thun.

Daß von dem zauberischen Abentheuer viel gesprochen wurde, kann man sich denken. Die Erzählung machte tiefen Eindruck, besonders auf Erichs Bruder Roller, der sogleich ein Gelübd that, nicht eher zu rasten und zu ruhen, bis er sich an dem Hofe des Königs der Dänen befinden würde, Bekanntschaft zu machen, mit dem Zauberer.

Es half kein Zureden, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Ja, sein Vorsatz wirkte so viel auf seinen Bruder Erich, daß sich dieser entschloß mit ihm nach Dännemark zu segeln, seine Abentheuer mit ihm zu theilen.

König

König Gothar gab ihnen drei wohlbemannte Schiffe mit, und die Brüder, fuhren fröhlich davon.

Bald bekamen sie Oddo's Flotte zu Gesichte, und Erich, las so gleich zwei verschlagene, der Dänischen Sprache erfahrene Männer unter seinen Begleitern aus, die er als Kundschafter absendete.

Sie kamen elend und zerlumpt bei Oddo an, gaben sich für geborene Dänen aus, reitzten sein Mitleid durch erdichtete Erzählungen von der übeln Behandlung durch die Norweger, und fanden so mit gute Aufnahme.

Aber des Nachts entwischten sie wieder, und brachten Erich die Nachricht, daß Oddo morgen mit der ersten Morgendämmerung, ihn und seine Schiffe mit überlegener Macht, angreifen würde.

Erich, wohlverschlagen und listig, sann sogleich darauf, Oddo's Vorhaben zu vereiteln; und er führte auch glücklich seine List aus.

Um

Um Mitternacht bestieg er einen Kahn, ruderte an die feindlichen Schiffe an und durchbohrte die untersten Schiffsplanken gar leicht, *) so, daß sie vor Tagesanbruch Wasser genug schöpfen konnten. Alsdann, begab er sich eilig wieder zu den Seinigen zurück.

Als nun der Tag anbrach, gieng Erich auf die feindlichen Schiffe los, griff sie an, und setzte ihnen hart zu. Die Dänen hatten mit dem eindringenden Wasser und Feinde zugleich zu kämpfen, und wollten sich zurückziehen, aber, es war zu spät. Die Schiffe versanken mit Mann und Maus in des Meeres Abgrund.

Warum Oddo nicht Zuflucht bei seinen Zauberkünsten suchte, weiß ich nicht.

Kurz, Erich, kehrte frohlockend zurück und wendete sich nach der Insel Lessö. Hier schickte

*) Hieraus kann man sich leicht einen Begriff von der Vortreflichkeit der damaligen Schiffsbaukunst der nordischen Völker machen. — Was übrigens den Trait dieses Unternehmens selbst betrifft, so ist er so eigen, und einfach, wie man ihn in dieser Erzählung nur erwarten kann, in der ich, auch nicht eine einzige karakteristische Eigenheit verwischen werde.

te er, wegen Mangel an Lebensmitteln, zwei Schiffe zurück, und begab sich nach Syeland, wo er seine Leute an's Land schickte und ihnen Befehl gab, alles was sie von Vieh bekommen könnten, nieder zu schlagen, in's Schiff zu bringen, und die Häute am Ufer liegen zu lassen.

Das geschah. — Die Einwohner kamen aber gar bald hinter diesen Streich, und rüsteten etliche Schiffe aus, die Räuber einzuholen. Erich nahm seine Zuflucht wieder zur List, lies das geschlachtete Vieh, an Seile gebunden, tief in's Wasser hinab, *) und entgieng also dem Verderben, als die Syeländer ihn einholten, anhielten, und auf seinem Schiffe Nachsuchung anstellten.

Hierauf

*) Abermals ein solcher eigener Trait. — Wer in den ältern Geschichten der Völker belesen ist, des Vielerdulters Odysseus Fata, u. a. kennt, wird leicht ähnliche Beyspiele finden können. Es verdiente, eine kleine romantische Abhandlung über die Listen der Abentheuerer der Vorwelt, geschrieben zu werden."

Hierauf erreichte Erich den Hafen der Stadt, wo König Frotho sich aufhielt, der nicht wußte, daß der Ankömmling seinem Oddo und dessen Flotte den Untergang zubereitet hatte, und seinen Junker Grepp mit einer Einladung an ihn abschickte.

Junker Grepp war ein sehr aufgeblasener Wicht, und gab sich ein gewaltiges Ansehen als er mit Erich zusammen kam. Dieser aber, gab ihm gar verblümte, schimpfliche*) Reden aus denem er leicht merken konnte, der Norweger wiße um seinen unerlaubten Umgang mit der Königin.

Entrüstet kehrte er zurück und schwur im Angesicht des Königs, sich fürchterlich an Erich zu rächen, ohne jedoch die Ursache seines Zorns und seiner Drohungen anzugeben.

König

*) D. i. — spaßhafte, scherzhafte.

König Frotho gab dem ungeachtet Befehl, den Norweger zu ihm zu führen.

Diesen Befehl vernahm Erich sehr willig und gern, und befolgte ihn sogleich. Aber eine neue List ersann er und führte sie aus. *)

Ein Stück Eis nahm er zu sich und wickelte es in ein sauberes Tüchlein, als er zu dem König gieng.

Es war eben Winter, und in dem Pallast brannte ein großes Feuer um welches der König mit seinen vornehmsten Hofleuten saß, als Erich zu ihm gebracht wurde.

Alsobald als Erich eintrat, fragte Kolon des Königs Schatzmeister nach seinem Geschenke für den König, und forschte, ob er keine Gaben mitgebracht habe?

Da zog der listige Norweger sein Tüchlein mit dem Eise hervor und gab es zögernd dem

Schatz-

*) Der dritte Beleg, zu dem schon Gesagten.

Schatzmeister über dem Feuer. Und das Eis zerschmolz und fiel in das Feuer. Man hatte es glänzen sehen, meinte Wunder, welche Kostbarkeit durch des Schatzmeisters Unachtsamkeit zu Grunde gegangen sey, und der arme Kolon, wurde auf den Königs Befehl, deshalb sogleich an die nächste Thürpfoste aufgeknüpft.

Hierauf begehrte der König zu wißen, was Erich mit seinem Grepp vorgehabt habe?

Da sprach Erich:

„Herr König! Euer Junker Grepp, ist gar ein hochmüthiger und unnützer Gesell. Er reitzte mich durch vielerlei giftige Reden zum Zorne. Doch faßte ich mich, und sagte ihm ganz verblümt: er sey der Königin Diener bei Nacht in ihrem Bette.“

Da entfärbte sich die Königin plötzlich, und Grepp sprang mit gezogenem Schwerde auf Erich los.

„Das lügst Du, verdammter Lügner!“ schrie er, und holte zu einem gewaltigen Hiebe aus.

Aber Roller kam ihm zuvor, wendete den Streich von dem Haupte seines Bruders und schlug mit seiner Streitaxt den Junker Grepp so gleich zu Boden, daß ihm die Seele entfloh.

Der König, Zeuge dieser That, konnte nichts gegen Rollern sagen, denn es war Notwehr, die ihn antrieb den Junker zu Boden zu schlagen; aber dennoch sagte er zu den Brüdern:

„Ich fürchte, es geht Euch, wie es gemeinhin jedem Ueberwinder zu gehen pflegt: Er darf und kann sich nicht immer seines Sieges freuen.“

Aber Erich entgegnete:

„Herr König! Derjenige verdient nimmer Verweiß, dessen That die Gerechtigkeit selbst entschuldigen muß.“

Er hätte weiter geredet, aber des Erschlagenen ergrimmte Brüder knirschten zornschäumend mit den Zähnen und schwuren: sich entweder an allen Leuten Erichs zu rächen, oder mit ihm und seinen zehn vornehmsten Gesellen, auf Leben und Tod zu kämpfen.

So etwas, wurde in jenen Zeiten selten ausgeschlagen. — Erich nahm den Kampf an, nur bat er um drei Tage Aufschub, um sich zu rüsten. Der König gewährte des Norwegers Begehr.

Aber eine neue List ersann Erich behende. Er bat um die Haut eines geschlachteten Thieres, und erhielt sie.

Sogleich machte er sich und den Seinigen Schuhe von dieser Haut und überzog die Sohlen so dicht wie möglich mit Harz, um desto unbeweglicher darauf stehen zu können.

Nun forderte er seinen und der Seinigen Gegner zum Kampf auf das gefrorene Meer, und diese, nahmen den Kampfort ohne Einwendung an.

Indeßen mußte Erich mit dem König speissen, und siehe da! eine neue List ersann der freisame Norweger.

Denn mitten über der Tafel, befahl der König seiner Schwester Gunvara dem Fremden, seinem Gaste, eine große Schaale mit köstlichem Meth gefüllt, zu reichen. Das Fräulein, bedachte sich nicht lange dem Befehle Folge zu leisten und reichte dem Norweger die Schaale, gefüllt mit köstlichem Meth.

Aber Erich ergriff die Hand des holden Fräuleins, welche die Schaale hielt, drückte sie voll Empfindung, und sprach zu dem Könige:

„Soll ich, Herr König! dieses Geschenk von Deiner Freigebigkeit erhalten? Soll das mein seyn, was ich mit meiner Hand halte?“

Der König glaubte, Erich meine die Schaale, und antwortete:

„Du magst behalten, was Deine Hand jetzt hält.“

Alsobald sprang Erich hocherfreut auf, sogleich die Prinzessin zu umfangen und ihr den Brautkuß zu rauben. Das nahm der König aber ein wenig übel, und sprach:

„Nicht also, Fremdling! Bei uns pflegt die jungfräuliche Freiheit unverletzt gehalten zu werden. Du giebst jetzt zu verstehen, daß Du der Witzigsten eben keiner bist."

Dagegen stellte sich Erich nun, als wolle er dem Fräulein die Hand abschneiden, und sprach:

„Habe ich mir auch mehr genommen, als mir geschenkt wurde, oder darf ich mein Geschenk nicht ganz behalten, so wird man mir doch den Theil nicht abschlagen können, der mir aufrichtig und gutwillig gegeben wurde."

Da sah der König seinen Irrthum ein. Er konnte sein Wort nicht zurücknehmen und sagte ihm den Besitz des Fräuleins zu. Bei sich selbst aber beschloß er, den kühnen Norweger aus

dem Wege zu räumen, ehe es zur Vermälung kommen würde.

Die Kampfzeit kam nun herbei. Erich und die Seinigen, erwarteten ihre Gegner feststehend auf ihren Harzsohlen, auf dem Eise. Diese kamen, und wurden, da sie nicht feststehen konnten und auf dem Eise immer ausglitschten, überwunden und alle von den Norwegern erschlagen, so viel ihrer waren.

Aber nun, suchte auch Westmar Händel an Erich und bot ihm einen sonderbaren Kampf an.

Er ließ nehmlich einen von Weiden geflochtenen, großen Ring herbei bringen, mit der Bedingung, daß derjenige, der dem andern diesen Ring aus den Händen reißen würde, völlige Gewalt und Macht haben sollte, dem Ueberwundenen das Leben zu nehmen.

Erich nahm den Kampf an, und auch Westmar wurde ein Opfer seiner Unvorsichtigkeit, so gut, wie seine Söhne.

Der König aber, der durch Erich seine tapfersten Leute aufgerieben sah, ergrimmte hierüber höchlich. Eine plötzliche Wuth ergriff ihn. Seine Augen rollten fürchterlich, seine Stirn entglühte, die Rechte fuhr nach dem Dolche und diesen warf er nach Erich, in der Meinung, ihm sogleich den Garaus zu machen.

Aber Gunvara, das Fräulein, das dem Norweger gar hold und gewogen war, gab ihrem Bräutigam noch zu rechter Zeit einen Wink. Er verstand ihn, bückte sich tief; und der Dolch fuhr über seinem Kopfe weg, tief in die Wand.

Erich sehr behend und entschlossen, zog sogleich den Dolch aus der Wand, wendete sich sehr submiß gegen den König, und sprach:

„Wenn man Gästen Geschenke geben will, Herr König! pflegt man ihnen dieselben zu rei-

chen, aber nicht nach zu werfen. Du würdest sehr wohl thun, wenn Du mir auch die Scheide zu diesem Dolche gäbst.

Da schämte sich der König seines Betragens, reichte ihm die Scheide, und wurde sehr freundlich.

Um Mitternacht erhob sich Fräulein Gunvara von ihrem Lager, gieng nach Erichs Kammer, und sprach:

„Lieber Erich! traue den Worten Deiner Braut Gunvara und vernimm ihre Warnung. Rette Dich eiligst durch die Flucht, sonst ist es um Dein Leben geschehen."

Da machte sich Erich auf und Gunvara begleitete ihn bis an das Ufer des Meeres.

Aber Erich, ersann eine neue List. Er spaltete die Breter an den Schiffen des Königs, und gieng eilig unter Segel mit seinen Gefährten.

Als der König die Flucht seines Gastes vernahm, begab er sich sogleich selbst zu Schiffe,

se, ihm nachzusetzen. Aber das Wasser drang durch die gespalteten Breter seines Schiffs, es sank, und Frotho, stark gewappnet, stürzte mit schwerer Last, sein Leben zu retten, sich in die Wellen.

Roller und Erich, als sie das gewahr wurden, sprangen schnell in's Meer den König zu retten, und zogen ihn bei den Haaren sich nach und an das Land.

Als Frotho nun wieder zu sich kam, fieng er an sein Schicksal zu verwünschen, und bat um Schonung seines Lebens, oder, wenigstens, um die Vergünstigung, sich selbst durchbohren zu dürfen.

„Herr König! — begann Erich; — denkt nicht Arges von uns. Wir sind Euere Diener, aber nicht Euere Feinde. Wir wollten Euch dem Tode entreißen aber nicht überliefern. — Sollte es Euch unangenehm seyn, mich mit Euerer Schwester vermält zu sehen, so will ich gern von dem Verlangen, sie zu besitzen, abstehen, denn noch ist ihre Jungfrauschaft von mir unverletzt. Wollt Ihr mir aber Euch zu

dienen erlauben, so habe ich Blut und Leben für Euch."

Da wurde des Königs Herz erweicht. Er nahm Erichs Anerbieten an, machte ihn zu seinem Kriegshauptmann und gab ihm seine Schwester Gunvara zur Frau.

Hierauf entschloß sich Frotho seine Gemalin Hanunda von sich zu thun, sie zu ihrem Vater zurückzusenden, und an ihrer statt König Gothars Tochter, die schöne Alvilda zu heurathen, um welche Erich für ihn werben sollte.

Dazu, war Erich entschlossen und lag dem Könige an, seine Gemalin Hanunda seinem Bruder Roller zum Weibe zu geben. Ein Wechsel, gegen welchen weder der König, noch seine Gemalin, Einwendung machten.

Nach gehaltenen Beilagern, reisten die Brüder nun nach Norwegen, und nahmen ihre Weiber mit.

König Gothar war kaum von ihrer Ankunft unterrichtet, als er, da er viel von der Schönheit des Fräuleins Gunvara gehört hatte,

te, auch sogleich in Gnaden beschloß, Erichen dieses Kleinod abzunehmen. Und um desto sicherer seinen Endzweck erreichen zu können, war er entschlossen, Erichen die Hand seiner eigenen Tochter, der schönen Alvilda anzubieten, um welche dieser für den König Frotho zu freien kam. — Das geschah. —

Da war nun guter Rath theuer. — Erich, entdeckte seiner Gattin des Königs gnädige Gesinnungen, rieth ihr Verstellung an, und erhielt die Versicherung: daß man sich seines Rathes bedienen, und dem königlichen Liebhaber ein Näschen drehen würde.

Die Prinzessin Alvilda, mußte noch um den Plan wißen. Sie wurde unterrichtet, und willigte ein, weil es ihr viel lieber war, Königin von Dännemark, als Frau Kriegshauptmännin zu werden.

Mit diesen Personen nun vereinigte sich auch noch Frau Kraka, Erichs Mutter, eine Dame, die von Zauberei und Hexerei Profession machte.

Was wollte nun der arme König machen? — Die Weiber, spielten Kommödie mit ihm. Seine Tochter entwischte mit den Dänen bei Nacht, und wurde Königin. König Gothar aber, der den Spas übel nahm, und mit seinen Soldaten ihn wett machen wollte, wurde in der Feldschlacht erschlagen.

IV.

Slavina von Pommern.

Hochberühmt und ein heftiger Feind der Christen, getreu dem Glauben seiner Väter, war Suantibor, Herzog von Pommern. *) Er führte deshalb mit den bekehrten Polen und ihrem Grosfürsten Mieceslaus, blutige Kriege, nicht immer zu seinem Vortheil, denn er verlor ganze Landschaften, welche der Eroberer, dem Bruder des Königs von Ungarn, Bela, als Eigenthum übergab. — Kaum war Bela aber nach der Besitznehmung der eroberten und ihm zugetheilten Provinzen, nach Ungarn zurückgegangen, so fiel Suantibor in diese Landschaften ein, und brachte sie wieder unter seine

Herr=

*) S. Joach. Curäi Beschreib. des Schlesischen Landes. I. Th. S. 44. und Micrälii Pommerische Chronik. II. Buch. K. 52. S. 200.

Herrschaft. Aber innerliche Unruhen brachen aus, und Suantibor, konnte sich und seine Länder auf keine andere Art retten, als daß er mit Vorbehalt gewißer Freiheiten, Pommern in den Schutz der Hoheit von Polen spielte. Und so, blieb es bis an sein Lebensende. *)

Mitten unter dem Getümmel der Waffen, zu welchem Herzog Suantibor seine vier Söhne frühzeitig gewöhnte, wuchs auch seine Tochter Slavina auf, ein Muster der Klugheit, schön wie eine Göttin, tapfer und stark, wie ein Mann. **) Beredt und klug, benutzten oft ihre Rathschläge und Meinungen die Räthe ihres Vaters, ihre Schönheit, riß ihre Bewunderer zum Entzücken hin, und die Stärke ihres Armes, wurde bei mancherlei Proben, im Kampfspiel und wenn es ihr sonst gefiel, dieselbe

*) Er starb, im Jahr 1107.

**) Zu dieser Erzählung, nahm ich die Data zu Slavinens Lebenslauf, aus: Lucä Fürstensaal. Frkf. a. M. 1705. S. 889. 890. nach Pontani Rer. Danicar. Hist. Lib. 5. p. 204.

be zu zeigen, allgemein bewundert. *) — Selbst ihr Vater, gehörte mit unter die Anzahl ihrer

P 2 Bewun-

*) Wie die Männer der Vorzeit, so waren auch die Damen damals von einem ganz andern Schlage, als die, zu unsern Zeiten. Nervenkrankheiten waren zu jener Zeit gar nicht im Gange und von Vapeurs, wußten sie nichts. Es gab in jenen Zeiten Weiber, bei deren Anblick die süssen Herren unserer Zeit, Schrecken und Staunen befallen würde. — Man hat uns Proben von der Kraft und Stärke mancher Dame der Vorzeit aufgezeichnet hinterlaßen und sie geben jenen, von Männerstärke, oft wenig nach. — So besas z. B. die zweite Gemalin Erzherzog Ernst's, (wegen seinen Kräften der Eiserne genannt,) von Oesterreich, Cimburga Fürstin aus Mazovien, so viel Stärke, daß sie mit bloser Faust einen Nagel in die Wand schlagen konnte. S. Lucä Fürstensaal. S. 909. und der Durchlauchtigsten Erzherzogen zu Oesterreich Leben, Regierung und Grosthaten. S. 120. Und das, war doch schon in der Zeit des Jahrs 1410. Man denke sich also die Weiber noch in entferntern Jahrhunderten, ihre Kräfte, und die Allgewalt ihrer Umarmungen. — Wer wird da nicht mit Wieland, (in dem Mährchen Pervonte, im T. Merkur S. 100. vom M. November 1778.) ausrufen?

„So, denkt man, sah die Heldenzucht der Alten,
so sah'n die Omphalen, die Dejaniren aus,

die

Bewunderer, und alles, was sie sprach und that, war wohlgesprochen und wohlgethan.

Nicht immer lebte sie an ihres Vaters Hofe. Sie schlug zuweilen auf viele Wochen ihre Wohnung in den nahen, ihren Landesgöttern geweihten Hainen auf, und lebte dort unter den Priestern und Priesterinnen wie eine ihres gleichen.

Sie

die eines Herkules Umarmung auszuhalten
vermochten. — Forderten mit solchem trotzig kalten
sich selbst bewußten Blick, die Herrn der Welt heraus,
und tändelten, indeß im Chor der Mägde
der Göttersohn Flachs um die Kunkel legte,
in seine Löwenhaut gehüllt,
mit seiner Keul', als wär's ein Sonnenfächer. —
Gott steh uns bei! wir armen Schächer
der Afterwelt! — Uns nimmt das blose Bild
in Gips, von Weibern dieses Schlages,
gleich allen Mut! —

Ich schone übrigens blos den Raum, wenn ich nicht mehrere Beispiele von Damenstärke aus der Vorwelt aufstelle, denn es fehlt nicht daran, und ich kenne noch Belege genug um die Angaben zu vervielfältigen.

Sie fieng dort mit an zu opfern und aus den Eingeweiden der Thiere zu weißagen, und oft wenn ihr Vater in den Krieg zog, fragte er erst seine Tochter um ihren weißagenden Rath.

Zuweilen, zog sie auch selbst mit in das Feld, ermunterte die Streiter durch Anreden und anmuthige Schlachtgesänge und focht mit an der Seite ihres Vaters. Und so kam es, daß sie einmal von einem feindlichen Pfeile an dem linken Arme verwundet wurde, und daß sie hernach nicht wieder mit ins Feld zog.

Indessen, hatte der Ruf von ihrer Klugheit und Schönheit schon manchen Prinzen an ihres Vaters Hof gezogen und es fehlte ihr nicht an Freiern. Sie war in ihrer Wahl sehr unbeständig, machte heute diesem, morgen, jenem Hoffnung, aber sie erfüllte sie nie.

Das fanden nun einige Freier der Prinzessin, wie sie selbst, sehr kurzweilig; die meisten aber, nahmen es gewaltig hoch auf, und durch ihre eben nicht allzusanften Aeusserungen, kam Slavina über ihren Freiereiangelegenheiten, sehr in Verlegenheit. — Sie hatte aber Kopf

genug sich doch noch fein genug aus der Affaire zu ziehen, bei welcher, auf ihrer Seite, immer mehr zu verlieren, als zu gewinnen war. — Das fieng sie also an.

Sie lies ein Hufeisen von ziemlicher Größe und Stärke aus Eisen verfertigen, hängte es im Haine ihres Ziegengottes auf, und erklärte: daß sie keinem andern Manne erlauben würde, ihr als seine Braut den jungfräulichen Gürtel zu lösen, als dem, der stark genug wär mit seinen Händen das Hufeisen zu zerbrechen.

Auf diese Erklärung, schlichen sich sogleich ein Dutzend Freier davon, und nur einige wagten es, die Probe zu machen das Hufeisen zu zerbrechen, aber sie machten sie vergebens, und giengen auch fort. — Da waren die Freier verschwunden!

Eines Tages gieng Slavina in dem besagten Haine, wo das Schrecken ihrer Freier, das Hufeisen hieng, lustwandeln, und sties

ganz unvermuthet auf einen sehr jungen, bildschönen Mann, der sich in Betrachtung des Hufeisens ganz vertieft zu haben schien.

Sie blieb stehen, und ihre Blicke ruhten mit Wohlgefallen auf dem wunderschönen Jüngling. Je länger sie ihn betrachtete, je mehr gefiel er ihr, und ihr Herz das vorher immer ganz ruhig geblieben war, fieng jetzt auf einmal an, sehr ungestüm zu werden. — Ja sie selbst fieng an, unruhig zu werden. Sie war ungehalten, daß der liebenswürdige Jüngling seine schönen, großen Augen nur auf das unempfindliche Hufeisen und nicht auf sie, nicht auf den Gegenstand, richtete, der für seine Blicke, Gegenblicke hatte. Sie schlug so gar ihren Schleier zurück, ihm die Aussicht reitzender zu machen. Aber, er sah, und hörte nicht.

Sie legte sich unter eine Tanne, spielte mit ihrem Schleier, und vergas nicht, fein oft nach dem schönen Betrachter des Hufeisens zu blicken. — Er bewegte sich nicht. — Ihr Unwille, wär beinahe laut geworden.

Endlich, hörte sie den Jüngling seufzen. Er drehte sich herum, und — wurde die Prinzessin gewahr.

Nun, spielte sie die Betrachtende, und er, stand, wie vom Blitz gerührt, von ihrer Schönheit bezaubert, ihr gegenüber. Er nahte sich mit zitternden Füssen. — Er seufzte sehr laut, und — Slavina blickte auf.

Beiden, schien auf lange Zeit, die Sprache zu fehlen. — Endlich, zeigte es sich aber doch, daß sie reden konnten.

Er. Reitzende Sterbliche!

Sie. Was verlangst Du von mir?

Er. Darf ich es wagen, mich Dir zu nähern?

Sie. Was suchst Du hier in diesem Haine?

Er. Ich will Dir alles sagen. — In meinem Vaterlande hörte ich viel von der Schönheit der Prinzessin Slavina reden. Der Ruf von ihrer Klugheit, zog mich hieher, um die Hand dieses Weltwunders zu werben. — Ich ver-

vernahm die Bedingung unter welcher Slavina nur einem Manne die Hand geben will, stand hier, staunte das Hufeisen an, und sah sogleich, daß es weit über meine Kräfte seyn würde, daßelbe zu zerbrechen. — Ich beklagte also mein Unvermögen, und bin fest entschlossen, von hier zu gehen, ohne die Prinzessin zu sehen.

Sie. Ohne sie zu sehen?

Er. Wozu soll es mir helfen dieses Wunder von Schönheit und Klugheit zu sehen? Würde ich nicht weit unglücklicher von dannen gehen, als ich hieher gekommen bin? — Meine Ohnmacht dieses Hufeisen zu zerbrechen, fühle ich; warum sollte ich auch noch so unbedachtsam seyn, ein verwundetes Herz mit in mein Vaterland zurück zu nehmen? — Ich danke es meinem gutem Geschick, daß ich die Prinzessin nicht gesehen habe. — Aber, ich bin dennoch deshalb, um nichts glücklicher!

Sie. Du sprichst räthselhaft.

Er. Ach nein!

Sie. Wer will Dich verstehen?

Er. Ach! daß Du es wolltest!

Sie. Ich?

Er. Du! Ja Du!

Sie. Ich verstehe Dich jetzt noch weniger, als zuvor.

Er. Ach! schönes Weib! bist du noch Jungfrau?

Sie. Jungfrau, bin ich noch. — Wozu aber diese Frage?

Er. O! daß ich mein Glück hier gefunden hätte!

Sie. Hier? — Dein Glück? —

Er. Ich schwöre es Dir, ich mag die Prinzessin Slavina nicht sehen! Ich habe Dich gesehen, reitzende Jungfrau. Slavina, kann nicht so schön seyn, nicht so reitzend, wie Du bist! — Ach! wie ist mir! — Welche noch nie empfundene Empfindung bemächtiget sich meines Herzens! — O schöne, schöne Jungfrau! —

Sie. Was beginnst Du?

Er. Laß mich den Saum Deines Kleides küssen! Laß mich Deine Hand berühren —

Sie. Du bist trunken!

Er. Trunken? — Ja! von Wonne und Entzücken, bin ich trunken. Deine Blicke haben mich bezaubert. — Ach! was hast Du mir angethan?

Slavina, konnte sich kaum halten, dem Jüngling um den Hals zu fallen. War es ihm sonderbar zu Mute, so war es ihr gewiß noch weit sonderbarer. Sie war ausser sich, aber ihre Klugheit, lieh ihr Zurückhaltung.

Sie. Wer bist Du junger Mann?

Er. Fürst Gotschalk von Meklenburg, ist mein Vater. Henrich, ist mein Name.

Bei dieser Nachricht verbreitete sich eine sichtbare Zufriedenheit über das Gesicht der Prinzessin, und ihr Blick, bekam eine gewiße Heiterkeit, welche Henrichen aller Besorgniß hätte entreißen können, wenn er nur einigermaßen von etwas weniger Leidenschaft bestürmt, dem entzückten Mädchen mit Kennerblicken, in

die Augen gesehen hätte. Aber er sah nichts, er ahndete nichts. Er war ausser sich.

Sie. Du willst also die Prinzessin Slavina, nicht sehen?

Er. Nein!

Sie. Das ist nicht fein!

Er. Und, wenn ich auch, was ich nicht vermag, das Hufeisen zerbrechen, und wenn ich dadurch ihre Hand erhalten könnte, was könnte mir all das helfen, da ich Dich gesehen habe? — O sag! willst Du Dir die Huldigungen meiner Liebe gefallen lassen?

Sie. Du bist zu rasch!

Er. Kann man auch wohl zu eilig seyn Glück zu fassen?

Sie. Du kennst mich ja nicht.

Er. Ich werde Dich kennen lernen.

Sie. Du weißt nicht, wer ich bin.

Er. Meinem Herzen genügt Deine Liebe. Es fragt nicht nach Stand und Namen. Es liebt nur Dich. Sey Du Tochter des Fürsten dieses Landes, oder die Tochter eines Jägers

oder

oder Hirtens; was kümmert das meiner Liebe? — Gieb mir Deine Hand, schenk mir Dein Herz und Deine Liebe, und folge mir.

Sie. Meinst Du? — Wird mir das Slavina auch danken, daß ich ihr einen Freier raube?

Er. Es wird ihr nicht an Freiern fehlen, und mich — könnte sie nun nicht glücklich machen.

Sie. Und, doch wohl!

Er. Ach nein! — Nur Du, schönes Mädchen! kannst mich beglücken. — Gieb mir Dein Wort, Deine Hand.

Sie. Ich will Dir Slavinens Hand geben.

Er. Die Deinige! — Deine Hand, schönes Mädchen! Deine schöne, runde Hand! —

Sie. Ich muß Dir Slavinens Hand geben, wenn ich —

Er. Wie? — Was wolltest Du sagen?

Sie. Wenn ich Dir meine Hand gebe, so gebe ich Dir die Hand der Prinzessin Slavina.

Er.

Er. Ist es möglich! — Ist es kein Traum? Du, Slavina selbst?

Sie. Ich selbst.

Er. O ich Unglücklicher!

Sie. Unglücklich?

Er. Ich bin verloren!

Sie. Verloren?

Er. Warum mußt ich Dich sehen, ohne Dich zu kennen, um Dich zu lieben! — Ach! wie theuer büße ich nun die Seligkeit weniger Augenblicke.

Sie. Was fürchtest Du, wenn ich Dir meine Hand gebe?

Er. Dich selbst und Deine Bedingungen fürchte ich. — Dort schwebt das schreckliche Hufeisen! —

Sie. Fürchte nichts! Slavina liebt Dich, und sie wird die Probe erleichtern, Dir möglich ihre Erfüllung machen —

Er. Das wollte, das könnte Slavina?

Sie. Das will, und das kann sie. — Das Hufeisen zu zerbrechen, soll Dir sehr leicht wer=

werden. Wenn Du es, in Deine Hände nimmst, wird man Dir schon vorgearbeitet haben, und Du — wirst es ohne große Mühe zerbrechen. — Das thut meine Liebe für Dich.

Er. Du liebst mich also, wirklich?

Sie. Zweifele nicht. — Diese Nacht, soll Dir alle Zweifel rauben. Ich komme hieher und sehe Dich wieder. Jetzt, führe ich Dich zu meiner Freundin, der Wahrsagerin Asseda. Dort bist Du sicher und verborgen. — Wenn ich Dich diese Nacht wieder sehe, komme ich als Deine Braut zu Dir. — Morgen Mittag zerbrichst Du das Hufeisen, und dann — folge ich Dir, lieber, schöner Henrich! als Deine Gattin.

Mutter Asseda, nahm den Freund ihrer Freundin zwar gern und willig in ihre Höle, aber sie schien sehr bedenklich zu seyn.

Die Nacht kam, und Slavina eilte in Henrichs Arme. — Mutter Asseda murmelte:

„Kin=

„Kinder! euch droht ein nahes Unglück!" — Die Verliebten hörten nicht darauf.

Asseda wiederholte ihre Warnung, und Slavina erwiederte:

„Ist Unglück über uns verhängt, können wir es nicht wenden. Laß uns also jeden glücklichen Augenblick genießen, laß uns den Genuß nicht verzögern, wenn uns nahes Unglück drohet."

Die wohlmeinende Freundin sagte nun kein Wort weiter. Sie breitete ihre Wolfs- und Bärenhäute fein zierlich aus, und die Liebenden fanden darauf ein gar angenehmes, süsses Nachtlager das ihnen die Liebe in seliger Umarmung bereitete.

Noch lagen sie Mund an Mund, und schon röthete die Morgensonne die Spitzen der himmelanstrebenden Tannenwipfel. Trompeten erklangen in der Ferne und Mutter Asseda weckte die Liebenden aus ihrem süssen Taumel.

„Kinder! — sprach sie; — auf! auf! — Euer Unglück ereilt euch. Nur die Flucht kann

euch

euch vielleicht noch retten. Auf! auf! und fliehet eilig."

„Was giebt es?" stammelte Henrich.

„Was droht uns?" fragte die bestürtzte Prinzessin.

„Das Gerücht sagt, Du seyst die Braut des Wenden Fürsten Krucho."

„Nimmermehr!" schrie Slavina.

Sie sprang auf. — Die Trompeten kamen näher. — Schon waren sie vor der Höle und ein Chor jubelnder Stimmen jauchzte:

„Es lebe das Brautpaar! Es lebe die schöne Braut, Slavina! Es lebe der edle Bräutigam, Fürst Krucho, der das Hufeisen so leicht zerbrach."

Asseda bedeckte Henrichen in einem Winkel der Höle, mit Fellen, und Slavina, trat mit hochklopfender Brust dem Zuge entgegen, an dessen Spitze sich ihr Vater, ihre Brüder und der ungestaltete Fürst der Wenden, befanden.

Herzog Suantibor erzählte seiner Tochter, was geschehen war, und stellte ihr sogleich ihren Bräutigam vor.

Bei seinem Anblick, bebte Slavina zurück, doch faßte sie sich schnell wieder, rechnete etwas auf ihren erfinderischen Kopf, und folgte, um Heinrichen nicht zu verrathen, der mit ihr, sogleich ein Opfer der Klingen ihrer Brüder geworden wär, nachsinnend, dem Zuge, nach der Burg.

Nun wollen wir sehen und hören, wie das alles so sonderbar zugehen konnte.

Der häßliche Krucho, Fürst der Wenden, ein unversöhnlicher grausamer Feind der Christen, und ein Freund des Herzogs Suantibor, zechte auf seiner Burg, die er zwischen der Treve und dem Wacken = See angelegt hatte, mit diesem und seinen Söhnen, weidlich.

Als ihn nun der Wein anfieng kühn zu machen, vermaß er sich das Hufeisen zu zerbrechen, um seines Freundes Schwiegersohn zu werden. Es galt eine Wette, und man hielt ihn bei dem Worte.

Ach! wie unglücklich sich doch alles fügen mußte!

Slavina hatte schon durch ihre Priesterfreunde das Hufeisen so durchsägen lassen, daß ihr geliebter Henrich, dasselbe den folgenden Tag ganz leicht zerbrechen konnte. — Und, da kam Krucho, zerbrach's um Mitternacht ohne ihr Wissen und zerriß der Liebe Kette so leicht. — Man erstaunte über seine Stärke, und sein war die Braut.

So gieng das zu! —

Henrich war untröstlich. Ohne den Ausgang zu erwarten, stürtzte er davon, eilte in sein Vaterland zurück, und saun Tag und Nacht darauf, wie es möglich sey, dem Wenden seine Geliebte wieder zu entreißen.

Seine Flucht vernahm Slavina durch ihre Freundin Asseda und war ausser sich. Ihr Schicksal war nun entschieden und der häßliche

Krucho, führte die Krone der Schönheit als seine Gemalin mit sich fort. Nur in einem einzigen Stück kam er in etwas zu kurz, denn da, war ihm Henrich zuvorgekommen, sonst aber, befand er sich im Besitz der schönen Slavina, sehr wohl.

Nicht so, die Prinzessin, die an einen Trunkenbold vermält war, dessen Mutter, Frau Kröta sich schlechterdings an einem ihrer häßlichsten Götzen versehen haben mußte, um einen Sohn zu gebähren, dessen Häßlichkeit nicht leicht eine Beschreibung leidet. Es läßt sich also denken, daß Slavina oft im Stillen gar sehr nach einer Unterhaltung mit ihrem schönen Henrich seufzte. — Diese Seufzer, wurden denn auch endlich erhört!

Henrich hatte seinen Vater leicht bewegt, dem Christenfeinde Krucho auf den Leib zu gehen, und dieser war seinem Gegner unerschrocken mit seinen Wenden entgegen gezogen.

Es kam zu einer sehr blutigen Schlacht. Fürst Gotschalk blieb tod auf dem Schlachtfelde. Die Meklenburger, flohen, und Henrich, wurde gefangen genommen.

„Der Meklenburger, ist erschlagen! — brüllte Krucho daheim seiner Frau entgegen; — und seinen Jungen, habe ich gefangen bekommen."

Jetzt fehlte wenig, und Slavina hätte sich verrathen. Aber, sie faßte sich doch noch zur rechten Zeit wieder, und fragte ganz gleichgültig, wie es schien:

„Was wirst Du mit dem Buben beginnen?"

Sie sollen ihn theuer auslösen. — Kann ich aber Herr seines Landes werden, so laße ich ihm das Genicke brechen. — Das geht ganz heimlich zu, und ich habe Ruh."

„Wie alt ist er?"

„Er mag so etwa gegen, sechszehn oder siebenzehn Jahr alt seyn. Er hat ein Weibergesicht."

„Wo hast Du ihn?“

„Unten im Thurme. Ich muß erst überlegen, wie ich ihn am klügsten, zu meinem Vortheile, behandele.“

Slavina, fragte nicht weiter, und Krucho, überlies sich nun ganz der Freude bei dem Becher. Er trank, wie gewöhnlich, bis er unter den Tisch sank, und als er auf sein Lager gebracht worden war, nahm ihm Slavina die Schlüsseln ab, und eilte in den Thurm.

Hier sas Henrich auf einem Lager von halbverfaultem Stroh, im Dunkeln, beseufzte sein Schicksal, und dachte an Slavinen. — Da trat sie herein, und schlang, Thränen in den Augen, liebevoll ihre Arme um seinen Nacken, küßte ihn wohl tausendmal, und konnte nicht sprechen.

Das elende Strohlager des armen Gefangenen, wurde jetzt zum Lager der zärtlichsten Liebe. Die Liebenden, vergaßen sich und Welt, ihre Lage, und ihre Leiden, und trösteten sich mit Freuden einer bessern Zukunft.

Als

Als Krucho seinen Rausch ausgeschlafen hatte, lies er seine geheimen Räthe, das heißt seine Saufbrüder, die Anführer seiner Horden, zusammen berufen, und fragte sie um Rath wegen Henrichs Schicksale.

Der allgemeine Ausspruch, fiel alsobald dahin aus:

„Krucho solle Henrichen seiner Haft entlassen, ihn freundlich behandeln, und sich etwa der Vormundschaft über ihn anmaßen. Dadurch, werde er gleichsam Dank verdienen. Auch könne er versuchen, ob es seiner Schwester Megilde möglich sey, ihn mit dem Prinzen in Verwandtschaft zu bringen, und dann, könne er, ohne Verdacht zu erwecken, thun, was ihm beliebe.“

Dieser Rath gefiel dem Fürsten. Henrich wurde frei gelassen, und Krucho kündigte ihm und seinen Unterthanen, seine eigenmächtige Vormunds Ernennung an.

Wer wollte es wagen, zu widersprechen? — Henrich ergab sich willig in sein Schicksal,

denn an dem Orte seines Auffenthaltes, lebte seine geliebte Slavina, und Henrichs Unterthanen, hatten keine Lust abermals mit Krucho's Horden ins Handgemenge zu kommen.

Megilde, Kruchos Schwester, ein Geschöpf, dessen Hand selbst nicht einmal einer der undelikatesten und wildesten Wendenhauptleute fordern mochte, ob ihm gleich aus dieser Heurath tausendfache Vortheile erwachsen mußten, fieng, auf ihres Bruders Befehl nun an, dem jungen Meklenburger Schlingen zu legen. Das waren Schlingen, in ihrer Art, so übellockend und plump, wie sie selbst, war. — Sie wurde empfindlich, als sich der Vogel nicht fangen lassen wollte, und sah nicht, daß er schon anderswo, in einem Sprengel sas, wo es ihm sehr wohlgefiel. Sie lies sich also sogar einfallen, ihre Schwägerin Slavina, zu ihrer Vertrauten zu machen. Es kam deshalb zu einer Art von Konvent, in welchem Megildens Mutter, Frau Kröta, den Vorsitz hatte.

Kröta.

Kröta. Nicht wahr, Frau Schwägerin, ich bin auf der rechten Spur?

Slavina. Ich glaube es selbst.

Kröta. Ja, ja! — Denn, wenn der junge Fant, nicht schon, hier oder dort, in ein Lärvchen verliebt wär, so könnte er nicht so unempfindlich seyn, wie er wirklich ist.

Megilde. Ach ja!

Slavina. Man müßte ihn auszuforschen suchen.

Kröta. Ja! das müßte man.

Slavina. Er ist also wirklich ganz gleichgiltig, gegen Schwester Megildens Reitze?

Megilde. Völlig gleichgiltig.

Slavina. Sonderbar!

Kröta. Ja wohl, sonderbar!

Megilde. Er flieht mich und meine Gegenwart so gar, recht absichtlich.

Slavina. Das muß seine Ursachen haben!

Kröta. Ja, ja! es muß seine Ursachen haben! — Entweder, er ist wie gesagt, schon verliebt, oder, es geht nicht natürlich zu, daß er sich so auffallend gegen Megilden beträgt.

Megilde. Wenn ich ihm nur nicht so gut wär!

Slavina. O weh!

Megilde. Ich hänge mich an den nächsten, besten Baum, wenn ich nicht seine Frau werden soll.

Kröta. Sey klug!

Slavina. Ja wohl! — Um eines Mannes willen sich das Leben zu nehmen, ist der elendeste Einfall den ein Mädchen haben kann. Es giebt ja Männer genug!

Megilde. Und ich, habe dennoch keinen!

Kröta. Rede nicht so einfältig!

Megilde. Nun? wie soll ich denn sonst reden?

Kröta. Wir wollen die Priesterin Ratibonda um Rath fragen: was zu thun ist. Vielleicht kann sie Dir auch etwas geben, das ihn an Dich zieht.

Megilde. Wenn sie das könnte!

Slavina. Ei! warum denn nicht?

Kröta. Ja wohl! — Kommt! wir wollen zu ihr gehen.

Sie giengen, nicht mit leeren Händen zu der weissagenden Ratibonda. Auch, nahmen sie ein Böcklein mit, aus dessen Eingeweiden die Priesterin den Zustand und die Folgen der Sache, ersehen sollte.

Sie untersuchte und sah, und gab Megilden den Rath, den wir ihr allenfalls auch hätten geben wollen, daß sie alle Gedanken auf eine

ne Verbindung mit Henrichen, möchte fahren laßen.

Das nahmen Mutter und Tochter sehr übel, und Slavina, lachte heimlich ins Fäustchen.

Durch sie, erfuhr Henrich alles was vorgieng, wenn sie zuweilen den Armen ihres trunkenen Gemals entschlüpfte, und in die Arme ihres zärtlichen Liebhabers eilte. Dann wurden Plane auf Plane gemacht und ihre wichtigsten Gedanken, galten immer einer sichern Flucht.

Krucho, vernahm indessen von seiner Mutter und Schwester, daß Henrich sich nicht nach Wunsche betrage, und daß sein Herz für Megildens Reitze nicht empfänglich sey.

Das nahm der Herr Bruder gewaltig übel, und fand in seiner Schwester sich selbst beleidiget. Er nahm sich also vor Henrichen darüber zur Rede zu setzen, und das geschah, in Sla-

vinens

vinens Gegenwart, die jetzt ihres Gemals Mundschenkin war.

Da kam es den nun zu folgenden Reden und Erklärungen.

Krucho. Henrich! Du sollst ein Weib nehmen. Ich will Dich an meine Schwester Megilde verheurathen. Sie gefällt Dir doch?

Henrich. Nein!

Krucho. Wie?

Henrich. Sie gefällt mir nicht.

Krucho. Nicht? — Warum gefällt sie Dir nicht?

Henrich. Wer kann diese Frage beantworten? Ein Weib gefällt einem Manne, weil sie ihm gefällt, und gefällt ihm nicht, weil sie ihm nicht gefällt. Das kömmt blos auf Empfindungen an.

Krucho. Schere mich nichts um deine Empfindungen!

Henrich. Mir aber, sind sie heilig.

Krucho. Mir nicht!

Henrich. Das ändert gar nichts.

Krucho. So? — Das wäre! — Wir wollen doch wohl sehen!

Henrich. Was denn? — Ihr wollt mich doch nicht etwa zu der Heurath zwingen? — Ich bin ein Prinz, ein Freigeborner —

Krucho. Mein Gefangener, wenn ich will.

Henrich. Aber dennoch, nicht Euer Sklav dem Ihr gebieten und befehlen könnt, was, und wie, Ihr wollt. — Meine Meklenburger werden für mich nachdrücklicher sprechen.

Krucho. Deine Meklenburger, mögen daheim bleiben, daß ich sie nicht noch einmal zusammen klopfe!

Henrich. Darauf, kömmt es an. — Auch Ihr, könnt zusammengeklopft werden.

Krucho. Höre Du! werde nicht naseweis, sonst will ich Dir zeigen, wer ich bin.

Henrich. Das weiß ich schon!

Krucho. Nun? Wer bin ich denn?

Henrich. Henrichs Vormund bin ich, sagt Ihr.

Krucho. Das bin ich! —

Henrich. Nun gut! so seyd es.

Krucho. Und ich befehle und gebiete Dir, Megilden zur Frau zu nehmen.

Henrich. Das werde ich bleiben laßen!

Krucho. Warum?

Henrich. Weil es mir noch nicht darum zu thun ist, eine Frau, am wenigsten, Megilden zur Frau zu haben. — Wir würden beide mit einander unglücklich seyn.

Krucho. Das ist noch nicht erwiesen. Es kömmt also, auf eine Probe an.

Henrich. Die ich nicht machen werde.

Krucho. Das will ich doch erwarten!

Henrich. Ich auch.

Krucho. Bube! ich schlage Dir den Kopf ein!

Slavina. Nicht so hitzig, lieber Krucho! — Prinz Henrich! seyd bescheidener, wenn Ihr mit Euerm Vormunde sprecht, der Euch liebt und Euer Bestes will.

Krucho. Das, sage ich auch!

Slavina. Sucht vielmehr Megildens Liebe zu erwerben.

Krucho. Wohlgesprochen!

Slavina. Ich habe zwar, wie ich mir habe sagen laßen, nicht das Glück, Euern Beifall zu haben, Prinz! —

Krucho. Das ist auch gar nicht nöthig!

Slavina. Aber ich muß suchen, auch wider Euern Willen, Euere Freundin zu werden. — Schlagt die Ehre der Verwandschaft

mit

mit meinem Gemal und mir, nichts aus. — Geht, überlegt wohl, was Ihr thut.

Henrich. Ich habe schon alles überlegt.

Slavina. Seyd klug!

Krucho. Ja! sey klug!

Slavina. Mein Gemal, giebt Euch drei Tage Bedenkzeit.

Krucho. Ja! die soll er haben. — Und nun, — kein Wort weiter! — Es bleibt dabei. — Megilde wird Deine Frau!

Henrich gieng, und als Krucho sich mit seiner Frau allein sah, fieng er an den Zärtlichen zu spielen. Diese Krisis, wußte Slavina gar schlau zu benutzen und Krucho machte sie zur Theilnehmerin seines Vertrauens und seines Geheimnißes.

Er. Ich bin listig, liebe Slavina! mußt Du wißen.

Sie. Ei! Fürst Krucho, war immer als ein sehr feiner Kopf bekannt.

Er. Das ist wahr!

Sie. Gewiß!

Er. Ich bin sehr listig!

Sie. Wer wird das nicht glauben?

Er. Sieh! ich denke Dir auch noch die Meklenburgische Krone aufzusetzen.

Sie. Wirklich?

Er. Nicht wahr, so etwas, kann Dir gefallen?

Sie. Ja wohl! — Aber, wie soll denn das zugehen?

Er. Das wirst Du freilich nicht sogleich einsehen und begreifen können!

Sie. Wahrhaftig nicht.

Er. Ich muß Dir also alles deutlich machen. — Wenn ich den Prinz Henrich an meine Schwester verheurathen kann, so werde ich sein Verwandter, — und folglich, bin ich auch sein nächster Erbe.

Sie. Nun ja! — Sein Erbe! — Aber Henrich, ist noch sehr jung.

Er. Dieser Dolch fragt nicht nach Jugend.

Sie. Aha! — Aber, wie? wenn Henrich ein Kind mit Megilden —

Er. Dafür wird gesorgt. — Er darf sie nicht berühren. In der Brautnacht, soll Er sterben. Megilde mit ihm.

Sie. Wie?

Er. Was nutzt diese Mißgestalt auf der Welt?

Sie. Euere Schwester?

Er. Das ändert nichts in der Sache! — Es heißt, das Brautgemach sey über beiden zusammen gestürzt. In ihrer ersten Umarmung, hätten sie den Tod gefunden.

Sie. Wohl gut! aber, mit Euerer Erlaubniß, die Sache, verrathet zu viel Gewaltthätigkeit. Man könnte ja wohl auf eine feinere Art zum Ziele gelangen.

Er. Auf welche Art? — Du bist auch ein kluges Weib! Laß doch einmal hören, was Du mir zu rathen hast?

Sie. Ich dächte zum Beispiel — Gift, thät bessere, und stillere Wirkung. Ein Becher bei dem Hochzeitmale —

Kr. Der Rath, gefällt mir! — So soll es seyn. Ja, ja! Gift soll er haben.

Slavina gab nun ihrem Geliebten sogleich Nachricht von allen, was vorgegangen war, und was noch vorgehen sollte, und es wurde ein Gegenplan von beiden entworfen.

Henrich sollte sich, wie von Krucho's Drohungen erschreckt, zu der Heurath bequemen und die Rolle eines Bräutigams spielen. Zu der Hochzeit, sollten einige seiner getreuen Vasallen geladen und mit dem Hauptplane, bekannt gemacht werden. Krucho sollte fallen und ein Opfer seiner verbrecherischen Anstalten und seiner Mordlust, werden.

Die eingeleitete Sache, deren Haupttriebfeder Slavina auf beiden Partheien war, gieng

nun ihren bezeichneten Gang ohne Anstoß fort.

Henrich, warb um Megildens Hand, deren Entzücken darüber, unbeschreiblich gros war, und erhielt keinen Korb.

Krucho erklärte den Prinzen mündig und übergab ihm einstweilen einige Schlösser.

Henrich sprach mit seinen getreuen Vasallen und erhielt ihr Wort ihm beizustehen.

Der Tag der Hochzeit kam, und der Bräutigam erschien mit sechszehn seiner Vasallen und mit zehn Trabanten. Im Schlosse, waren noch heimlich, durch Slavina's Veranstaltung, zwanzig handfeste Meklenburger verborgen, die bei dem ersten Signal hervor zu brechen bereit waren, und Krucho ahndete nichts von seinem Ende. Er weidete sich blos an dem Gedanken, Henrichen gefangen zu haben, um ihn hinterlistig morden zu können.

Das Mahl begann, nach welchem die Verbindung Henrichs und Megildens folgen sollte. Die Becher giengen fleißig herum, und Krucho

cho trank seinen wenigen Verstand sehr bald aus dem Gleise. — Seine Augenlieder begannen zu sinken, er befahl den größten Tummler herbei zu bringen und winkte Slavinen, das Giftpülverchen anzubringen. Diese aber, gab Henrichen einen Wink, und dieser winkte einem seiner Trabanten das verabredete Zeichen zu.

Sogleich zog dieser seine Streitaxt, und im Nu, war Krucho's Kopf gespaltet. Das Blut besprützte die Tafel und alle Säbel der Wenden waren sogleich blank den Tod ihres Fürsten zu rächen.

Zugleich zogen die Meklenburger ihre Wehren und es begann ein blutiger Kampf. Das Blut floß in Ströhmen. Megilde, ergriff einen Dolch und versuchte es, Henrichen einen Stich beizubringen, aber ein Trabant wurde ihre Absicht noch zeitig genug gewahr, nahm sie bei dem Leibe und stürtzte sie durchs Fenster in den Schloßgraben hinab.

Indessen, kamen auch die verborgenen Meklenburger aus ihren Winkeln hervor, und die Wenden, verloren das Feld.

Mit Slavinen eilte Henrich davon, machte bald Hochzeit mit ihr, und unterwarf sich nachher Krucho's Land und seine Völker.

Man sagt uns nicht, wie Slavina und Henrich, mit einander gelebt haben. — Wir wollen hoffen, daß ihre Ehe glücklich war, denn es war ja eine Verbindung aus Leidenschaft!

V.

Der dumme Jürge.

In großer Gesellschaft, befand sich Abt Otto von Saalfeld *) eines Tages auf der Jagd, und war auch diesmal, sehr wohlgelaunt. Ziemlich ermüdet stieg er an einem gar anmuthigen Plätzchen vom Rosse, übergab es seinem Stallmeister, und setzte sich unter einer uralten Fichte, bei einem Quell, nieder.

Kaum sas er einige Augenblicke da, als er einen ziemlich schlechtgekleideten, jungen Menschen

*) Otto, war im Jahr 1298 Abt dieser sehr alten gefürsteten Abtei, und starb 1329. Von der Abtei Saalfeld, und der uralten Stadt dieses Namens, sind nachzulesen: Melisantes Beschreib. von Bergschlössern ꝛc. Frkf. und Leipz. 1721. S. 346. — 383. Schlegel de Nummis Salfeldens. Hönns Coburg. Historie. L. I. c. 40. L. II. p. 7. u. a. a. O.

schen baarfus und baarhaupt auf sich zu kommen sah, der ihn ohne viele Umstände, auch mit einer gewißen Dreistigkeit anredete, die dem Abte, sehr gefiel.

„Gott zum Gruß! — begann der Ankömmling. — Sagt mir doch, wer seyd Ihr?“

„Ich bin — lächelte der Gefragte dem Frager entgegen; — Abt Otto von Saalfeld.“

„Das ist mir lieb.“

„Wirklich? — Warum denn?“

„Da will ich Euch etwas geben, das vermutlich nun in die rechten Hände kömmt. Aber ein Trinkgeld müßt Ihr mir geben, denn ich brauche es eben.“

„Nun?“

„Ich habe so eben diesen Ring gefunden.“ —

„Zeig doch!“

„Hier ist er.“

„Bei

„Bei Gott! den Ring, hat die schöne Herrmannsteinerin verloren; ich kenne ihn.“

„Die schöne Herrmansteinerin? So gebt her, ich will ihn ihr geben. Wo ist sie anzutreffen?“

„Ich will ihr den Ring schon zustellen.“ —

„Und mir das Trinkgeld vor der Nase wegschnappen? Nein! das geht nicht an, Herr Abt. Ich bin zwar nicht so klug, wie Ihr, oder wie sonst ein vornehmer Herr, seyn mag, aber — so, laße ich mir doch nicht kommen. Gebt mir nur den Ring wieder, und macht keine Umstände.“

„Du sollst nicht um Dein Trinkgeld kommen.“

„Nun, so gebt's her! ich brauche es nothwendig. Ein Mensch, der in die Welt gehen will, muß Geld haben.“

„Du willst also in die Welt gehen?“

„Versteht sich!“

„Wie weit hast Du dorthin?"

„'s mögen doch wohl etliche Tagereisen seyn."

„O ja! — Wohl mehr. — Wo kömmst Du her?"

„Aus dem Walde."

„Das sehe ich. — Wo bist Du aber zu Hause?"

„Im Walde."

„Wie nennt man Dich?

„Mein Vater, meine Mutter, meine Brüder und meine Schwestern, nennen mich den dummen Jürgen, aber ich, nenne mich schlechtweg, Jürge; und so, könnt Ihr mich auch nennen, Herr Abt! wenn Ihr wollt."

Abt. Warum nicht? — Wer ist Dein Vater?

Jürge. Ein Kohlenbrenner.

Abt. Warum willst Du jetzt in die Welt gehen?

Jürge. Weil ich meinem Vater und meinen Brüdern, nie etwas recht machen kann, weil sie mich immer ausschelten, weil sie mich immer schlagen, und weil mich mein Vater diesen Morgen, ganz entsetzlich ausgeprügelt hat.

Abt. Warum denn das?

Jürge. Je nun! Mein Vater hatte einen Sperber, der der Frau Gräfin von Schwarzburg von meiner Schwester Else sollte gebracht werden; und ich, übte mich diesen Morgen im Werfen, und traf den Sperber, daß er sogleich tod war. Da sagte mein Vater: „Du großer Esel! machst lauter dumme Streiche, du bringst uns noch um Habe und Gut!“ und da nahm er einen Stock und prügelte mich ganz entsetzlich aus. Hernach sagte er: „Mir komm nun nicht wieder vor die Augen, und geh, wohin du willst.“ — Da gieng ich fort, und fand den Ring im Walde. — Nun, wißt Ihr alles. Gebt mir mein Trinkgeld, daß ich in die Welt gehen kann.

Abt. Hättest Du wohl Lust, in meine Dienste zu treten?

Jürge. O ja! — Wenn Ihr mich haben wollt, so könnt Ihr mich bekommen. Wenn Ihr auch Sperber habt — 's thut nichts! ich will schon vorsichtig seyn, denn an die Schläge, werde ich gewiß bis an's hohe Fest denken.

Abt. Das ist gut!

Jürge. Meint Ihr? — Aber, wozu wollt Ihr mich machen?

Abt. Wir wollen sehen, wozu Du Dich schicken wirst.

Jürge. Zu allem, nur zu keinem Reisigen.

Abt. Damit, hat 's keine Not!

Jürge. Das ist mir lieb.

Abt. Vielleicht kann man Dich im Stalle brauchen.

Jürge. Ach nein! mit Pferdten, kann ich gar nicht umgehen.

Abt. Vielleicht, taugst Du in die Küche.

Jürge. In die Küche? — Ach ja! — Thut mich nur in die Küche, dahin, tauge ich ganz gewiß; das merke ich schon.

Abt. Also — Küchknecht?

Jürge. Ja! Küchknecht!

Abt. Du folgst dem Jagdzuge, in die Stadt.

Jürge. Ja, ja!

Abt. Die edle Herrmannsteinerin, die sich mit auf der Jagd befindet, soll Dir Dein verdientes Trinkgeld selbst auszahlen, wenn wir nach Saalfeld kommen.

Jürge. Nun ja! Das ist mir lieb! Sagt's ihr nur, sie soll mir's Trinkgeld in Saalfeld auszahlen, 's würde mir recht lieb seyn.

Ueber der Tafel, wo es nach der Jagd sehr hoch hergieng, machte der Abt verschiedene Anspielungen, dennoch, vermißte das Herr-

mannsteiner Fräulein den verlornen Ring nicht, denn sie trug deren mehr als Einen an den Fingern. Ueberhaupt war Fräulein Amelei ein wenig leichtsinnig, den Vergnügungen sehr ergeben und unbekümmert ob aller Nachrede. Aber sie hatte auch schon ihr drei und zwanzigstes Jahr erreicht, und war, ob sie gleich sehr schön und reich war, immer noch ohne Mann geblieben. Das machte ihr aber wenig Kummer. Sie lebte für das Vergnügen, und hatte, wie man allgemein glaubte, eine heimliche Liebschaft, mit einem jungen Minnesänger, der sich bei ihr aufhielt. Sie liebte den Putz und war für alle Damen ihrer Gegend, zu damaliger Zeit, das Modeorakel. Auf allen ihren Stiftchen, Knöpfen, Buckeln und Ringen trug sie den eingegrabenen Wahlspruch: *)

In

*) Kurze Denkworte auf Knöpfen, Heften ꝛc. eingegraben zu tragen, war damals bey Herren und Damen gar sehr gebräuchlich. Da las man nun auf denselben, (wie Westenrieder Histor. Kal. v. J. 1791. S. 221. anführt.) z. B. „In Ehren liebet sie mich; oder: Ich din, Du Min Lieba;" u. s. w.

In züchtiger Freiheit;

und diese Worte waren auch in das Innere des von Jürgen gefundenen Ringes eingegraben. Daher nahm der Abt Gelegenheit seine Anspielungen in dieser Art eindringlich zu machen.

Abt. Also, wirklich schönes Fräulein! habt Ihr jedes Stück Euerer züchtigen Freiheit von der Jagd wieder mitgebracht?

Amelei. Ich kam ja zu Euch, Herr Abt, Bedenkt doch nur —

Abt. Ei freilich!

Amelei. Ich glaube, ohne Verlust zu seyn;

Abt. Das glaube ich nicht.

Amelei. Das wäre! — Also, meint Ihr wirklich, daß ich etwas verloren hätte?

Abt. Ich bin sogar davon überzeugt.

Amelei. Ei, ei! — Ich muß um Belehrung bitten.

Abt. Mit einem Worte: einen Ring, habt Ihr verloren.

Amelei. Wahrhaftig! den, vom linken kleinen Finger.

Abt. Böses Omen!

Amelei. Ich dachte gar! — Habt Ihr den Ring gefunden?

Abt. Ein Köhlerpursch hat ihn gefunden, den sein eigener Vater nur den dummen Jürgen zu nennen pflegt.

Amelei. Ich mag dem Vater nicht widersprechen. — Habt Ihr ihm ein Trinkgeld gegeben?

Abt. Ich habe ihn in meine Dienste genommen. Das Trinkgeld, erwartet er von Euch.

Amelei. Er soll es haben. Läßt er sich gut an, und ist in irgend einer Art vom Dienste zu gebrauchen, so überlaßt ihn mir. Ich will ihn mit meiner gebrödeten Närrin *) verheurathen

*) Damals zogen Sänger und Sängerinnen umher und nahmen Dienste bey Fürsten und Herren

rathen und der Dirne eine gute Aussteuer geben. Sie will ohnehin gern einen Mann haben.

Ein Junker. Könnt Ihr sie nicht an Euern Sänger verheurathen?

Amelei. Er würde dann weniger singen.

Junker. Meint Ihr?

Amelei. Ich sehe das an dem Sänger des Herrn Abts. Seit er verheurathet ist, sind seine Lieder alle so frostig, wie Euere Mienen, junger Herr.

ren, wenn sie welche bekommen konnten. Possenspieler, giengen als Hofnarren in Dienste. Es wurde eine Brodsache daraus; und so, gab es auch Weiber die in dieser Funktion in Dienste giengen. Das waren dann gebrödete Närrinnen. Sie waren die Würze aller Gesellschaften, und als die Narren aus der Mode kamen, nahm die Langeweile ihren Platz ein.

Junker. Und, wie Euer Herz holdes Fräulein! — Wohl dem, dem es vergönnt seyn wird, dasselbe zu erwärmen.

Abt. Macht das Fräulein nicht ernsthaft.

Amelei. Gott bewahre! So etwas, wird mich nie ernsthaft machen. Ich kenne den Werth meiner Freiheit, viel zu sehr.

Jürge hatte seine Belohnung erhalten und war auch als Küchknecht bereits angestellt worden, aber der Küchmeister und des Abts Köche waren mit seinem Verhalten eben so wenig zufrieden, als es sein Vater geweßen war. Anfangs blieb 's bei Scheltworten, aber endlich flogen ihm auch zuweilen die Kochlöffel an den Kopf. Seine Trägheit und Gefrässigkeit waren die unversiegbaren Quellen seiner Leiden, und Scheltworte und Schläge, hielten bey denselben sich einander die Wage. Da aber weder jene

jene noch diese etwas fruchten wollten, warf ihn endlich der Kůchmeister aus der Kůche mit der Drohung, ihm den Kopf einzuschlagen, wenn er sich unterstehen wůrde, mit einem Fuse die Kůche wieder zu betreten.

Jůrge paßte die Gelegenheit ab und trug dem Abte seine Sache vor, als dieser von der Jagd kam. Der Abt wurde ůber des Kůchmeisters Eigenmåchtigkeit unwillig und lies ihn zu sich rufen. Der Kůchmeister referirte seinem gnådigen Herrn ein gånzes Register von Jůrgens Ungeschliffenheiten, Dummheiten und Sottisen und beschloß damit, daß dieser Vielfras in vierzehn Tagen mehr Kalbsfůße (sie waren des Abts Leibessen,) verschluckt habe, als der gnådige Herr in vier Jahren zu sich genommen håtte. Das brachte den Abt auf. Er befahl sogleich, (was ohnehin geschehen wår,) daß Jůrge sich nicht unterstehen solle, wieder in die herrschaftliche Kůche zu kommen. Jůrge blieb also, aus der Arzeneikammer seines Gemůts gånzlich verbannt. Damit er aber doch nicht ganz brodlos bleiben måchte, so be-

fahl der Abt, der wirklich sehr mitleidig war, seinem Kellermeister, Jürgen als Kellerknecht anzustellen. Das geschah auch sogleich.

Hatte Jürge sich als Küchknecht nicht sättigen können, ungeachtet er ganz gewöhnlich, mehr als drei Menschen zu sich zu nehmen pflegte, so konnte er nun als Kellerknecht seinen enormen Durst kaum mit vierfachen Portionen löschen, und gewöhnlich war er des Tages einigemal in der Trunkenheit, in Gefahr den Hals zu brechen. Das konnte der Kellermeister ihm unmöglich so hingehen lassen. Er lies ihm täglich eine vermehrte Tracht Schläge zuzählen, und als diese Kur nicht fruchten wollte, warf er ihn aus dem Keller, mit der Drohung, ihm die Beine entzwei schlagen zu lassen, wenn er sich erfrechen würde, den Keller wieder zu betreten.

Jürge, war dummdreist genug, abermals klagend zu dem Abte zu gehen, und dieser war so gnädig, ihn abermals anzuhören. Der Kelmeister kam dazu und erzählte ganz gewissen-

haft,

LB Coburg

haft, wie Jürge sich als Kellerknecht betragen habe, und setzte hinzu:

„Glaubt mir, Herr Abt! Dieser faule Tagedieb, hat oft in drei Tagen mehr zu sich genommen, als der Heil. Christof selbst gebraucht haben könnte, wenn er Wein getrunken hätte. Er säuft die Saale aus, wenn's d'rauf ankömmt. Noch dazu, ist er so dumm und halsstarrig, daß er schlechterdings als Diener nirgends zu gebrauchen seyn wird."

Abt. Ei, ei, Jürge! das klingt übel!

Jürge. Ach! mein Vater, machte es noch ärger, wenn er mich ausschalt.

Abt. Was soll man mit Dir anfangen?

Jürge. Das müßt Ihr wohl besser wissen, als ich es wißen kann. — Wenn ich zur Lanze geboren wär, *) wär's freilich besser für mich. Da dürft' ich —

*) Jürge will sagen: Wenn ich als ein Edelmann geboren wär, so rc. Denn ein Knecht, durfte keine

Abt. Ich sehe wohl ein, daß Du hier unter meinen Leuten, keinen Frieden haben wirst. Es ist also besser, Du suchst Dein Unterkommen anderswo. Ich will Dir ein Schreiben mitgeben und Dich zu dem Herrmannsteiner Fräulein senden, deren Ring Du gefunden hast. Führe Dich wohl bey ihr auf, so wird es Dir nicht an Lebensunterhalt fehlen.

Das geschah. Jürge nahm des Abts Schreiben, einen Zehrpfennig den er noch dazu erhielt und trabte nach Herrmannstein zu.

Fräu=

keine Lanze, als etwa nur sie seinem Herrn nachzutragen, damals führen; nach dem Gesetz: Vt servi lanceas non portent etc. Wie es Sagittarius (Antiq. Ducat. Thuring. p. 301.) übersetzt: „Daß die Knechte keine Lanzen tragen. Wird einer nach dem Verbot darüber betretten, so mag man sie ihnen auff seinen Puckel zerschmeißen." — Späterhin, wurde dieses Gesetz aufgehoben, und galt blos noch bei Leibeigenen, als die Lanzenknechte ihre kriegerische Existenz erhielten.

Fräulein Amelei nahm Jürgen auf und steckte ihn unter ihr Burggesinde. Aber bald, gieng es ihm hier nicht besser, als in Saalfeld. Er lies nicht von seiner Gewohnheit, und wurde der Gegenstand des allgemeinen Mißfallens. Es gab Händel, und da schlug in der Burg auf ihn los, was nur Fäuste hatte. Ja, als das Fräulein einst nicht daheim war, lies ihn der Burgvogt endlich gar zum Schlosse hinaus werfen.

Jürge, der dergleichen Artigkeiten schon gewohnt war, ertrug sein Schicksal geduldig und wanderte ganz gelassen in den Wald nach seiner Heimat zurück.

Der Vater, die Mutter, seine Brüder und Schwestern, sahen seine Zurückkunft mit Erstaunen.

Der Vater. Jürge! plagt Dich denn der Böse?

Jürge. Grüß Euch Gott! Da komme ich wieder. — Ich bin in der Welt geweßen, aber

es hat mir d'rinne nicht gefallen. Da bin ich nun wieder. — Es ist allenthalben, wie daheim. Alles schlug auf mich los. Da dachte ich, wenn du denn einmal dazu da seyn sollst, Schläge zu kriegen, so willst du sie doch lieber von den Deinigen, als von fremden Leuten haben. — Ich bin hungerig, wie ein Wolf.

Vater. O du heilloser Bube! Arm wirst Du uns noch fressen. — Ich sage Dir's, wenn Du Dich nicht besserst und nicht thätiger als sonst, arbeiten willst, so schlage ich Dich tod.

Jürge. Ich will mich schon bessern. Gebt mir nur ein Stück Brod.

Vater. Wo warst Du denn aber?

Nun fieng Jürge an zu erzählen, daß die ganze Familie Ohren und Augen aufsperrte. Endlich, zog er auch einige Groschen hervor und schenkte sie seinem Vater. Da versprach man ihm, das Vergangene zu vergessen, wenn er sich bessern würde. Jürge, versprach alles

und der Familienfriede, war wieder hergestellt.

Inzwischen, dauerte die Herrlichkeit nicht lange. Jürge verfiel in seine alte Faulheit zurück, und bekam Schläge, wie zuvor.

Eines Abends gieng eine fürchterliche Exekution in der Köhlerhütte vor. Alles schlug auf Jürgen hinein und der Vater, war eben im Begriff ihn vor die Thür zu werfen, als der nahe Schall eines Hornes der Ausführung dieses Vorhabens Einhalt that.

Zwei Söhne des Köhlers giengen hinaus, zu sehen was es gäb, und kamen bald darauf mit einem Ritter zurück, der das Signal gegeben hatte. Er band sein Roß vor der Thür an, grüßte den Köhler und die Seinigen gar freundlich, bat sich ein Nachtlager aus, und erzählte, daß er sich auf dem Wege nach Bamberg, verritten habe.

Er wurde so gut aufgenommen, als man ihn aufnehmen konnte. Er entwappnete sich und kam bald mit seinen Wirthsleuten in's Gespräch.

Der Ritter. Sind das Euere Söhne, Alter?

Der Vater. Alle. — Und die Mädchen, sind meine Töchter.

Ritter. Artige Dirnen! Feine Pursche! — Alle Köhler?

Vater. Was sonst?

Ritter. Wie lebt Ihr?

Vater. Wie's kömmt! Still und arbeitsam.

Ritter. Habt Ihr Brod für alle Euere Kinder?

Vater. Brod, nothdürftig. Wasser, im Ueberfluß. — Da sitzt aber ein Vielfras, der kaum zu ersättigen ist.

Ritter.

Ritter. So?

Vater. Ja, bei Gott! Herr, der Junge, ist recht mir zum Kreuze auf der Welt. Essen und Trinken schmeckt ihm für zwei Mann, aber die Arbeit, nicht für einen halben Mann. Er taugt, mit Einem Worte, gar nicht zum Köhler.

Ritter. So mag er ein anderes Handwerk ergreiffen.

Vater. Handwerk? — Der ein Handwerk? — Ja! das Handwerk der Faulheit. Darinnen, hat er's schon bis zum Meister gebracht.

Ritter. Das giebt sich!

Vater. Ich glaub's nicht!

Ritter. Laßt mich's mit ihm versuchen.

Vater. Herzlichgern!

Ritter. Meinen Knecht habe ich in Rudolstadt krank zurückgelassen. Gebt ihn mir als

Knecht mit. In Bamberg, soll er ein Pferd erhalten.

Vater. O ja! nehmt ihn mit, daß wir ihn nur los werden.

Ritter. Ich will ihn schon thätig machen. — Hält er sich gut, so soll es ihm nicht gereuen, mir gefolgt zu seyn. — Ich bin ein Thüringer, und unweit Jena, liegt meine Burg, Isserstädt. Heinrich, ist mein Name. Ich bin auf einem Zuge nach Franken begriffen und will Euern Sohn wohl halten. Wie heißt er?

Vater. Jürge, heißt er.

Ritter. Nun wohlan, Jürge! willst Du mir als Knecht folgen?

Jürge. O ja! wohin Ihr wollt. Es will mir hier ohnehin gar nicht mehr gefallen.

Ritter. Du bist stark von Knochen, und wirst wohl wacker zuschlagen können?

Jürge. Nein! darauf, laße ich mich gar nicht ein. Ich bin nur gewohnt, daß man

mich schlägt, aber daß ich wieder schlagen sollte, darauf, verstehe ich mich nicht.

Ritter. So kann ich Deine Dienste auch nicht brauchen. Im Fall, daß wir nun angegriffen würden, so mußt Du Dich doch Deiner Haut wehren.

Jürge. Das laße ich bleiben! — Setze ich mich zur Wehre, so schlägt man mich wohl gar tod. — Nein! ich wehre mich meiner Haut nicht.

Ritter. O weh! — So kann ich Dich nicht in meine Dienste nehmen.

Vater. Ach Herr Ritter! Ich bin ein wohl armer, geplagter Mann. Der Rekel frißt mich bald arm, und hilft mir gar nichts. Wenn ich nur wüßte, wie ich ihn los würde.

Ritter. Ihr scheint mir gute Leute zu seyn, und ihr dauert mich. Ich bin euch eine Vergeltung für mein Nachtlager schuldig, und also will ich euch auch einen Gefallen thun. — In

vier bis fünf Wochen ungefähr, komme ich aus Frankenlande zurück, und dann, will ich Jürgen mit mir nehmen, und will ihn in meinem Isserstädt, zum Thurmwächter machen.

Vater. Ach! Frau! Else! ihr Mädchen! küßt dem guten Herrn die Hand. Er nimmt uns unser Hauskreuz ab.

Ritter Heinrich bezahlte sein Nachtlager auch noch mit Gelde, und als er aus Frankenlande zurückkam, hielt er Wort, sprach bei dem Köhler ein, und nahm Jürgen mit sich nach Isserstädt.

Hier erhielt nun Jürge versprochenermaßen, das Thurmwächteramt, hatte Essen und Trinken vollauf, sas den ganzen Tag, müßig und auf der Lauer, lernte aber nur mit Not die gebräuchlichen Signale.

Bis er diese konnte, mußte er einstweilen die Rüden und Steuber *) füttern. Aber die armen Thiere, mußten schmälichen Hunger leiden, denn ihr Vorgesetzter, theilte, und noch dazu nicht einmal gewissenhaft, trotz seinem guten Unterhalte, ihr Brod und ihre Suppe mit ihnen täglich. Sie kamen daher sämtlich so sehr vom Fleische, daß der Rüstmeister endlich dadurch aufmerksam gemacht wurde.

Er schlich daher, weil er Jürgens Freßgier kannte, und sogleich ahndete, wie sich die Sache verhielt, dem Hundefütterer einmal nach und sah, wie kärglich derselbe den heishungerigen Thieren die Portionen zuzirkelte. Sogleich ergriff er einen Stock und walkte den saubern Hundefütterer ganz erschrecklich ab.

Darauf verlor Jürge diesen Dienst und mußte auf den Thurm.

Hier nahmen Ruh und Langeweile sein Herz und seine Seele ganz ein. Seinetwegen, hätte Isserstädt hundertmal von Buschkleppern

*) d. i. Jagdhunde.

überfallen werden können, denn von den täglichen vier und zwanzig Stunden, verwachte er deren nur so viele, als er Zeit brauchte Essen und Trinken zu sich zu nehmen und sich auszuleeren; die andern, verschlief er redlich alle.

Daraus entstanden denn nun natürlich grosse Unordnungen, und Heinrich, war genöthiget, Jürgen den Thurmwächterdienst auch wieder abzunehmen.

Nun wurde er erkohren die Schweine aus und einzutreiben, und zu hüten. Aber auch in dieser Funktion konnte man nicht mit ihm zufrieden seyn. Denn er mochte zurückkehren wenn er wollte, so fehlten Schweine. Entweder, sie hatten sich, wenn er schlief, verlaufen, oder man hatte sie gestohlen. Ja, man holte sie endlich so gar vor seinen Augen weg, und seine Furchtsamkeit, erlaubte ihm nicht einmal, sich zur Wehre zu setzen.

Man konnte ihn also auch nicht zum Schweinhirten gebrauchen.

Aber,

Aber, was sollte aus ihm werden?

Endlich, hatte ein Burggraf von Kirchberg, der sich damals oft bei Heinrichen befand, und auch über Jürgens Schicksal zu Rathe gezogen wurde, den besten Einfall.

„Ich schenke, — sagte er; — aus Andacht, und weil meine Frau es so haben will, dem Kapuziner Kloster in Jena ehestens einige Hufen Landes. Ich will noch ein Stück Weinberg dazu thun, den ich ohnehin nicht brauchen kann, und damit, wollen wir Jürgen den Kapuzinern zugleich auf lebenslängliche Nahrung verschreiben. Sie mögen mit ihm anfangen, was sie wollen."

Das geschah auch. — Jürge, kam auf diese Art in das Kloster, und dort geschah es, (der Himmel weiß, wie!) daß man (ich weiß nicht welche!) Fähigkeiten, an Jürgen entdeckte, die ihn wirklich (vielleicht durch ein Mirakel!) zu Kutte und Kapuze qualifizirten. Sein Ansehn stieg mit jedem Tage höher, seine Verdienste wurden immer bekannter, und Jürge,

der vorher nirgends, und zu nichts weder zum Küchen = noch Keller = Knecht; weder zum Hundefütterer noch zum Thurmwächter, nicht einmal, zum Schweinhirten, zu gebrauchen war, starb endlich sehr ruhmvoll, sagt man, sogar als Guardian des Klosters.

Aber — ich glaube es nicht!

LB Coburg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vulpius, Christian August,

Romantische Geschichten der Vorzeit

Bd.: 5

1794

Coburg, Landesbibliothek -- D II 12/26
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940730-8